Zeitschrift: Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald

Herausgeber: Historischer Verein der Region Werdenberg

Band: 8 (1995)

Artikel: Grosse akademische Lehrer aus dem Werdenberg

Autor: Mürner, Christian / Ackermann, Otto / Lippuner, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893103

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gelungen sein. Als letztes gedrucktes Werk erschien 1964 ein Gedenkspiel zur Gründung einer Schule in Wartau Anno 1618. In Zusammenarbeit mit Redaktoren des «Schweizerdeutschen Wörterbuches» entwickelte Kuratli im Lauf der Jahre eine eigene, leicht lesbare Schreibweise der Wartauer Mundart. Im Gegensatz zu seinem verehrten Vorbild Heinrich Gabathuler verzichtete er auf die Andeutung der Nasallaute; Vokalverdoppelungen setzte er nur, wenn die Besonderheit der Wartauer Aussprache es erforderte. Den Texten in Mundart fügt Kuratli in der Regel ein Glossar an, das in seiner Exaktheit und Treffsicherheit vorbildlich ist. Man begegnet dabei immer wieder Wörtern und Redeweisen, die man nur noch von den Eltern oder Grosseltern her kennt.

«Der Sitzbangg» ist ein Manuskript von beinahe 50 Seiten, das noch nie veröffentlicht wurde.[1] Der Handschrift nach zu urteilen, entstand es in den späten dreissiger Jahren. Kuratli hat das Motiv in spätern Werken wieder aufgenommen: Bauern, die auf der Bank unter dem breiten Vordach ihres Stadels zusammenfinden, um am Feierabend das Dorfgeschehen zu besprechen oder Neuigkeiten und Erinnerungen auszutauschen. Im Walserbuch treffen sich dann die «Gfreyta» auf dem Stamm einer mächtigen «Ruuna».

Der Blick auf das Werk Jakob Kuratlis bliebe unvollständig, wollte man nicht auch sein Wirken als Historiker gebührend erwähnen. Es klingt wie Ironie: Ausgerechnet sein Hauptwerk, eine vollständige Genealogie der Wartauer Geschlechter, ist bis heute nur in Photokopie einem kleinen Kreis zugänglich. Dabei handelt es sich um ein rundes Dutzend Bände!

Bekannt geworden sind dagegen «Unsere Kirche» (Geschichte der Kirche von Azmoos 1928) und vor allem «Geschichte der Kirche von Gretschins» (1950), die den Rang einer Dissertation besitzt. 1955 erschien ein Bändchen «Aus der Wartauer Heimat». Es enthält Aufsätze über das Scheibenschlagen am Funkensonntag – eine Dialektfassung existierte schon früher –, über das Rathaus von Azmoos sowie einige Gedichte. Unter diesen beeindruckt am meisten «Die Linde von Gretschins».

Ds Chlousa Chöbi, wie Jakob Kuratli seiner Lebtag im Dorf genannt wurde, lebte von 1899 bis 1981. Sein Grossvater mütterlicherseits machte ihn schon frühzeitig mit Geschichte und Sagen der Gemeinde Wartau bekannt. Die sprachliche Begabung war ihm offenbar in die Wiege gelegt worden. Schon als Zwölfjähriger spielte er bei einer Tell-Aufführung des Dramatischen Vereins den Tellenknaben Walter. 1915–19 besuchte er das Lehrerseminar in Rorschach und konnte nach der Patentierung eine Stelle in Weite antreten. Erst fast 30 Jahre später wechselte er nach Azmoos. 1931 vermählte er sich mit Emma Lüthi, einer Seminarkollegin. Ihnen wurden vier Kinder geboren. In dieser Zeit fällt ein Schatten auf seine Biographie. Der begeisterungsfähige Lehrer glaubte, in der politischen Entwicklung in Deutschland das Signal zum Zusammenschluss der deutschsprechenden Völker und ihrer Kultur zu erkennen. Dass er dabei das Verbrecherische des Nazi-Regimes verkannte, ist schwer zu verstehen; denn Kuratli fühlte sich seiner Heimat verbunden und war bestrebt, diese Heimatliebe auch in seinen Schülern zu wecken. Er hatte schwere Folgen zu tragen: Viele Wartauer haben ihm seine Deutschfreundlichkeit nie verziehen. Wohlverdiente Ehrungen blieben aus. Dennoch: Wartau hat ihm, dem Bürger von Nesslau, viel zu danken. Und wenn Thürer klagt, dass nur wenige Mundartdichter «den Bann des Kantons» brechen, Jakob Kuratli ist es gelungen. Sein Name ist in Kreisen der Dialektforscher und -kenner wohlbekannt und besitzt einen ausgezeichneten Klang.

1 Anmerkung der Redaktion: Es war vorgesehen, den umfangreichen Text «Der Sitzbangg» in dieser Ausgabe des Werdenberger Jahrbuchs der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Weil bis zum Redaktionsschluss die Frage der Abdrucksrechte nicht schlüssig geklärt werden konnte, war dies dann jedoch nicht möglich. Die Redaktion hofft, den Text in einem der nächsten Jahrgänge publizieren zu können.

Grosse akademische Lehrer aus dem Werdenberg

Das Vermächtnis von Heinrich Hanselmann (1885–1960)

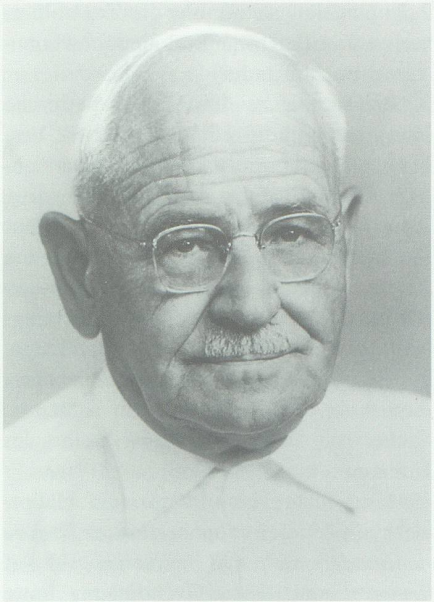
Christian Mürner, Hamburg/Zürich

Vor 110 Jahren, am 15. September 1885, wurde Heinrich Hanselmann, der Wegbereiter der Schweizer Heilpädagogik, in Wald bei St. Peterzell geboren. Er war Bürger von Frümsen-Sennwald.[1] Seine Mutter Maria (1862–1925), geborene Aemisegger, kam aus der Gegend von Hemberg. Hanselmanns Vater Heinrich (1848–1934), von Beruf Bauer und Sticker, war aus dem Werdenberg zugezogen.[2] Hanselmann soll, wie der *Werdenberger & Obertoggenburger* 1930 anlässlich eines Vortrages «unseres Mitbürgers» im Restaurant Bahnhof, Salez, berichtete, «in seiner Jugend regelmässig die Ferien in Salez bei Verwandten zugebracht haben».

Heimat

Die Familie – Heinrich Hanselmann hatte noch zwei Schwestern – wohnte und lebte in Wald-Schönengrund (an der Kantonsgrenze St.Gallen/Appenzell) in einem Haus, das, wie *Der Toggenburger* zum siebzigsten Geburtstag Hanselmanns meldete, «wegen seiner fröhlichen Fensterordnung Schildte Siebni» hiess.

In seinem 1923 mit viel Pathos geschriebenen Entwicklungs- oder Heimatroman[3] nannte Hanselmann das Dorf «Gutgrund». Das Geburtsjahr des Romanhelden Ja-



Heinrich Hanselmann (1885–1960).

kobli beziehungsweise Jakob Himmelberger stimmt bemerkenswerterweise mit demjenigen des Autors Hanselmann überein. In diesem dreiteiligen «Jakob-Roman», von dem gesagt werden kann, dass er autobiographisch gefärbt ist, wird die Mutter als ehrgeizig im Wortsinn geschildert, es geht ihr um die Ehre – oder Schande, die Jakobli einbringen könnte, und sie ist geizig, weil sie etwas Höheres mit ihm vorhat. Der Vater wird als verschwiegen dargestellt, aber wohlwollend unterstützt er seinen Sohn Jakob. Die Rahmenhandlung des Romans nimmt die zeitgenössischen Probleme eines der ersten industrialisierten Gebiete der Schweiz auf; es geht um die Heimindustrie des Textilgewerbes. Der Roman-Vater ist nur ungern Sticker geworden, er wäre lieber wieder Bauer. Zudem behandelt Hanselmann detailliert die Kinderarbeit wie auch die zunehmende Maschinisierung der Stickerei in der Ostschweiz und die damit verbundenen sozialen Spannungen.

Schule

1895 zogen die Hanselmanns nach Lüchingen bei Altstätten. Von 1901 bis 1905 besuchte Heinrich das Evangelische Lehrerseminar in Schiers im Prättigau und schloss in Rorschach mit dem Lehrerpatent des Kantons St.Gallen ab. Ich habe in Hanselmanns Nachlass, der sich in der Handschriftenabteilung der Zentralbibliothek Zürich befindet, einige Zeugnisse aus dieser Zeit eingesehen: Er war ein guter Schüler, ich habe keine einzige ungenügende Note gefunden!

Hanselmann selbst hat einige schulische Klischees in einer rückblickend wie gewöhnlich ausgleichenden Selbstcharakterisierung zusammengefasst: «Was heisst das, ein guter Schüler sein? Er müsste erstens allseitig begabt sein, zweitens fleissig, drittens brav, und viertens müsste er dies alles immer in gleicher Weise sein. Nun, dann war ich kein guter Schüler. Ich hatte von der Primarschule bis zur Universität oft Mühe, und zwar abwechselnd in allen vier Punkten. Meine Zeugnisnoten waren nach meiner damaligen Meinung schon meistens besser, als ich sie verdiente. Heute bin ich der gewissen Zuversicht, dass ich trotzdem ein guter Schüler war; denn ich war vielseitig interessiert, vielseitig und dankbar. – Ich bin immer gern zur Schule gegangen (namentlich wegen der Pausen und dem Schulweg). Meine Lehrer kann ich nicht mehr fragen, sie sind fast alle gestorben. – Leider habe ich ihnen zu wenig gesagt, wie dankbar ich gerade jenen bin, die mich weder zu oft gelobt noch zu sehr getadelt haben. 'Es ist recht, aber du kannst es noch besser!' Dieser Ausspruch eines alten Lehrers hat mich am meisten gefördert; denn er half mit, Minderwertigkeitsgefühle und Schulangst nicht über die gesunden Grenzen anwachsen und die Einbildung nicht aufkommen zu lassen.»[4]

Heirat

Von 1905 bis 1908 war Hanselmann Lehrer an der «Taubstummenanstalt» in St.Gallen. Im Nachlass befindet sich ein Foto aus dieser Zeit: Es zeigt Hanselmann im währschaften Anzug mit Uhrenkette, weissem Hemd und Schleife, mit kleinem Schnauzbart und lockigem Haar und einem Papierumschlag in der Hand. Die Tagebücher von 1907, zwei gewöhnliche Schulhefte, berichten das Übliche: Seine damalige Freundin Emmy schickt ihm einen mysteriösen Abschiedsbrief – und Rico gibt Freunden das feierliche Versprechen, ein Jahr nicht zu rauchen. Rico (von italienisch Enrico = Heinrich) ist Hanselmanns Rufname unter Freunden. Rico Seelmann, umgebildet aus (Han)se(e)lmann, ist sein vollständiges Pseudonym.

Mit 23 Jahren immatrikulierte sich Hanselmann an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich, studierte dann aber auch zwei Semester in Deutschland, in Berlin und München 1908–09. Seine Dissertation *Über optische Bewegungswahrnehmungen* schrieb Hanselmann 1911 im Hauptfach Psychologie (experimenteller Art) und dem Nebenfach Physiologie. Nur kurze Zeit war er Assistent am Psychologischen Institut des Senckenbergianums[5], danach übernahm er die Leitung einer «Arbeitslehrkolonie und Beobachtungsanstalt für jugendliche Psychopathen, Schwererziehbare und Schwachsinnige» bei Frankfurt am Main, dies zur Überraschung seines Professors, denn durch die betont praktische Tätigkeit unterbrach er offenbar bewusst vorerst die akademische Laufbahn.

1913 heiratete Hanselmann Annie Heufemann, eine Lehrerin an der «Taubstummenanstalt» in Frankfurt am Main. Von den vielen Widmungen in den ihr geschenkten, eigenen Büchern Hanselmanns möchte ich hier diejenige aus dem Buch mit dem Titel *Andragogik* (Wissenschaft der Erwachsenenbildung) von 1951 zitieren: «Meiner lieben Frau, der Erzieherin unseres Kindes, dreier Enkel und eines ziemlich schwererziehbaren Mannes, in heiterer Dankbarkeit. Rico.»[6] 1915 kam

1 In meiner Monographie über Heinrich Hanselmann (*Die Pädagogik von Heinrich Hanselmann – Zum Verhältnis von Entwicklung und Behinderung*, Luzern 1985) habe ich als Heimatort nur Sennwald, nicht Frümsen-Sennwald genannt. Ein historisches Heimatbuch bietet nun die Möglichkeit der Korrektur, die Ortsansässigen mögen mir die Ungenauigkeit nachsehen. Auf dem Deckblatt der Dissertation von 1911 steht: «Vorgelegt von Heinrich Hanselmann aus Senn-Wald», das erscheint als eine gelungene Kombination von differierendem Geburts- und Bürgerort, aber wahrscheinlich ungewollt, denn der Namensteil «Senn-» ist in der Zeile leicht verschoben und offenbar nachträglich eingefügt. Wenn ich mich recht erinnere, war ich etwa als 12jähriger einmal in der Nähe von Sennwald selbst in den Ferien und habe vielleicht auch deshalb unbeabsichtigt Hanselmanns Heimatort verkürzt.

2 Im Bürgerregister Sennwald-Frümsen findet sich unter «Bemerkungen» für den Vater der Hinweis «Schmieds Peters Enkel». Bei Heinrich jun. heisst es: «Kätherlis Heieris». Beide Sippschaftsnamen sind heute in der Gemeinde nicht mehr gebräuchlich.

3 H. Hanselmann, *Jakobli, aus einem Büblein werden zwei*. Zürich 1931; *Jakob, sein Er und sein Ich*. Zürich 1931; der dritte Teil, *Jakob, der Mann*, o. J., blieb unveröffentlicht, das Manuskript befindet sich im Nachlass.

4 H. Hanselmann, *Selbstcharakterisierung*. – In: *Frauen- + Modezeitung*, 10. Juli 1937.

5 Name der damaligen Akademie von Frankfurt a. M., benannt nach dem Arzt Johann Christian Senckenberg (1707–1772). (Die Frankfurter Universität wurde erst 1914 gegründet.)

6 Zitiert nach *Heinrich Hanselmann – Ein Mosaik aus seinem Leben. Zusammengetragen und erzählt von seiner Frau Annie Hanselmann*. Horgen-Zürich, o. J.

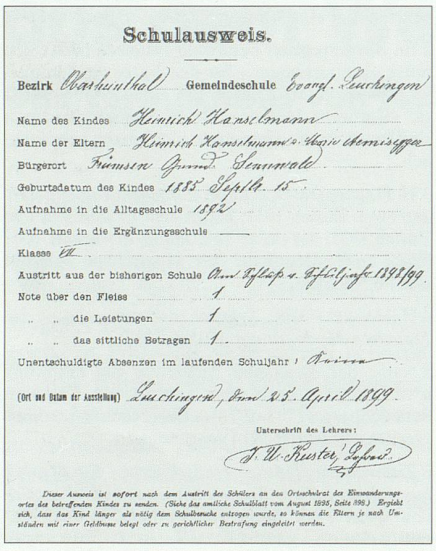
ihre Tochter Annemarie zur Welt, die später Ärztin wurde.

Wirkungszentrum

1916 kehrte Hanselmann mit Frau und Tochter in die Schweiz zurück. 1918 berief ihn die schweizerische Stiftung Pro Juventute zu ihrem Zentralsekretär. Dieses Amt bekleidete er bis 1923 und formulierte hier wesentliche Grundlagen der schweizerischen Jugendfürsorge. Er begründete auch die Bibliothek und die Zeitschrift der Stiftung. Hanselmann war zu dieser Zeit viel auf Reisen. Als er nun einmal wieder nach Hause kam, redete ihn die dreijährige Annemarie mit «Sie» an. Die Mutter hatte unterdessen nämlich versucht, ihr den Unterschied der Anrede zu erklären: «... dene, wo selte bi üs verbi chömed, dene muesch 'Sie' säge.»

Als Hanselmann 1922 in seiner Eigenschaft als Zentralsekretär ein thematisches Heft zur Arbeitslosigkeit veröffentlichte, hielt er zunächst fest, dass «jede Diskussion über weltwirtschaftliche Ursachen der Arbeitslosigkeit» ausgeschaltet werden müsse, «in der Meinung, dass sie in unserem Kreise unfruchtbar sei, solange die herrschende Machtpolitik die Welt regiert. Wir wollen Wirklichkeit bekennen und Tatsachen sehen. Tatsache ist, dass heute bei uns in der Schweiz zirka 100 000 Personen gänzlich arbeitslos sind». Hanselmann fuhr fort, dass die «Arbeitsbeschaffung die Aufgabe der Industrie, des Gewerbes» sei, dass dagegen die «Fürsorge für die Erhaltung des guten Willens», das heisst für die «Bereitschaft zur Arbeit» zuständig sei.

Hanselmanns Schulausweis am Ende seiner Volksschulzeit.



Schulausweis.

Bezirk Charlottenfels Gemeindeschule Evangel. Buchringen

Name des Kindes Heinrich Hanselmann

Name der Eltern Heinrich Konstantin Hans Hermann

Bürgerort Frauenfeld Gem. Geuenwald

Geburtsdatum des Kindes 1885 Sept. 15.

Aufnahme in die Alltagsschule 1892

Aufnahme in die Ergänzungsschule —

Klasse VII.

Austritt aus der bisherigen Schule Ende Schuljahr 1898/99

Note über den Fleiss 1

" " die Leistungen 1

" " das sittliche Betragen 1

Unentschuldigte Absenzen im laufenden Schuljahr: keine

(Ort und Datum der Ausstellung) Buchringen, den 25. April 1899.

Unterschrift des Lehrers:

J. U. Kuster, Lehrer

Dieser Ausweis ist sofort nach dem Austritt des Schülers an den Ortsschulrat des Einwanderungsortes des betreffenden Kindes zu senden. (Siehe das amtliche Schulblatt vom August 1895, Seite 396.) Ergiebt sich, dass das Kind länger als nötig dem Schulbesuche entzogen wurde, so können die Eltern je nach Umständen mit einer Geldbusse belegt oder zu gerichtlicher Bestrafung eingeleitet werden.

Was schlug Hanselmann damals konkret zum Umgang mit Arbeitslosigkeit vor? Er schrieb: «Jeder von uns hat an seinem Ort eine Aufgabe der arbeitslosen Jugend gegenüber. Wir wollen zunächst die Not dadurch lindern, dass wir sie verstehen und achten lernen [...]» Man solle die Massen-Arbeitslosigkeit nicht «moralisch gleich werten wie individuelle Arbeitsverweigerung», man würde damit die Jugendlichen in die Isolation treiben. Als Fürsorger entband sich Hanselmann von der politisch-ökonomischen Stellungnahme; er bekannte, dass diese seine Kompetenz überschreiten würde. Was bleibt, ist die individuelle Hilfe, gepaart mit einer moralischen Umwertung.

Zürich wurde nun zum Wirkungszentrum Hanselmanns. 1924 übernahm er die Leitung des Heilpädagogischen Seminars in Zürich, er zählte zu den Mitbegründern dieser noch heute bestehenden Ausbildungsstätte für Heilpädagogen. Gleichzeitig leitete und gründete Hanselmann zusammen mit seiner Frau und mit Hilfe seines Freundes und Gönners Alfred Reinhart (eines Cousins des bekannten Winterthurer Kunstmäzens) das dazugehörige «Landerziehungsheim für Schwererziehbare und Entwicklungsgehemmte» in Albisbrunn bei Hausen am Albis.

Hauptwerk

Hanselmanns Hauptwerk, die *Einführung in die Heilpädagogik*, erschien 1930.[7] Er war damals 45jährig. Ein Jahr danach wurde er zum «a. o. Professor *ad personam* für Heilpädagogik» an die Universität Zürich gewählt, als erster dieser Art, wie er selbst sagte, in Europa.

Das mehr als 500 Seiten starke Hauptwerk ist meines Erachtens eines der wegweisenden, aber etwas unterschätzten Werke für die Durchsetzung des universitären Faches Heilpädagogik und des Ansehens von Heilpädagogen in der Bevölkerung; vor allem aber führte Hanselmann grundlegend eine damals vielversprechende, veränderte Betrachtungsweise gegenüber behinderten Menschen ein.

Hanselmann definierte: «Heilpädagogik ist die Lehre vom Unterricht, von der Erziehung und Fürsorge aller Kinder, deren körperlich-seelische Entwicklung dauernd durch individuale und soziale Faktoren gehemmt ist. Solche Faktoren sind:

1. Mindersinnigkeit und Sinnesschwäche (blinde, sehschwache, taube, schwerhörige, taubblinde Kinder),
2. Entwicklungshemmung des Zentralnervensystems (leicht-, mittel- und schwergeistesschwache Kinder),
3. Neuropathische und psychopathische Konstitution, körperliche Krankheit, Verkrüppelung, Umweltfehler (schwererziehbare Kinder).

Diese Einteilung ist zunächst eine vorläufige und unvollständige; sie hat nur den Zweck, den Umfang unseres Arbeitsgebietes anzudeuten. Wir werden nun schon jetzt einsehen, dass das Wort Heil-Pädagogik keine ganz zutreffende Bezeichnung dessen ist, was es meint. Denn Heilen ist Sache des Arztes, Pädagogik Sache des Erziehers.»[8]

1941 ergänzte Hanselmann sein Hauptwerk mit den *Grundlinien zu einer Theorie der Sondererziehung* (*Heilpädagogik*). An dieser theoretischen Grundlegung hatte Hanselmann mehr als zehn Jahre gearbeitet. Er kündigte sie schon im Schlusswort der *Einführung in die Heilpädagogik* an, die ja den praktischen Teil darstellen sollte, und er machte im Vorwort der 3. und 4. Auflage des letztgenannten Buches auf den damals inzwischen erschienenen theoretischen Teil aufmerksam, betonte aber zugleich, dass dieser einen «zufolge der mit der Mobilmachung im Zusammenhang stehenden Umstände auf mehr als die Hälfte des Umfangs reduzierten Versuch» darstelle. Ich habe leider Zusätzliches dazu auch im Nachlass nicht auffinden können.

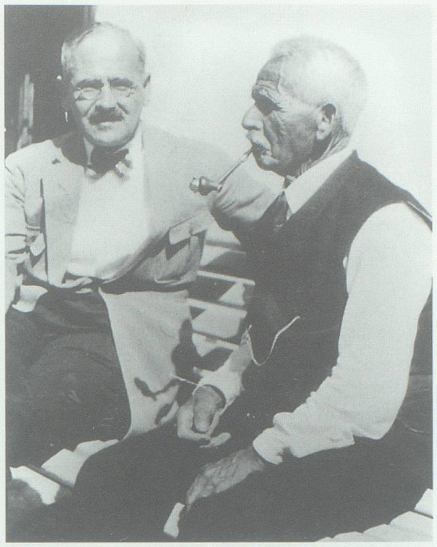
Für die Geschichte der Heilpädagogik gilt es die damals neuen, bis heute erhaltenen Begriffe «Sondererziehung» (bzw. «Sonderpädagogik») und «Entwicklungshemmung», die Hanselmann vorschlug, zu registrieren. Hanselmann notierte: «Grundsätzlich müssen wir, im Hinblick auf die Zielfrage, auch nochmals all jenen Auffassungen auf das schärfste entgegentreten, die das entwicklungsgehemmte Kind und den entwicklungsgehemmten Erwachsenen materiell und geistig als Ausbeutungsobjekt betrachten. Die Notwendigkeit sonder-erzieherischer Arbeit lässt sich nie, so wie es geschehen ist und in neuester Zeit mit besonderem Nachdruck wieder geschieht, begründen mit der Feststellung, dass in einem Staate auch Dreiviertels-, halbe und Viertels-Kräfte nützlich seien. Ebenso bestimmt aber ist es verwerflich, die Entwicklungsgehemmten für kirchliche und weltanschauliche Zwecke propagandistisch zu gebrauchen, sie als Mittel zum Zweck der Mitleidserweckung

und -steigerung oder gar als Anschauungsmaterial für Gottes- und Teufels-Beweise zu missbrauchen. Gott hat solche wohlgemeinte 'Nachhilfe' für seinen Existenz- und Wirksamkeitsbeweis nicht nötig. In letzter Zeit wurde sogar auch davon gesprochen, dass entwicklungsgehemmte Menschen für wissenschaftliche, namentlich für medizinische Forschungszwecke verwendbar und darum 'lebenswert' und 'nützlich' seien. Man stellt sich dabei die Anormalen als eine Art menschliche 'Versuchskaninchen' vor, an denen gerade die besonders lebensgefährliche Ausprobierung neuer medikamentöser und chirurgischer Behandlungswege vorgenommen werden könnte. Wir müssen solche Extravaganzen modernen 'Geistes' leider deshalb erwähnen und ihnen entgegentreten, weil sie merkwürdigerweise immer ein gewisses Echo in der Öffentlichkeit haben, mindestens aber indirekt dazu beitragen, dass sich die Begriffe von Menschenwürde und Menschenrecht verwirren.»[9]

Von 1939 bis 1945 leistete Hilfsdienst-Füsilier Hanselmann «freiwillige militärische Pflichterfüllung» in einer zürcherischen Bewachungskompanie am Gotthard; man nannte ihn den «Professor im Soldatengewand». 1945 organisierte er zusammen mit anderen die «Internationalen Studienwochen für das kriegsgeschädigte Kind» in Zürich. Hanselmann nahm in den dreissiger und vierziger Jahren deutlich Stellung gegen fröntlerische Tendenzen in der Schweiz und gegen die Zwangssterilisation von behinderten Menschen.

Reden

Hervorheben möchte ich, dass Hanselmann einer der wenigen Heilpädagogen ist, der sich auch die Frage stellte: «Wer ist normal?», und dies sogar in seiner Antrittsvorlesung 1925 als Privatdozent. Er begann seinen Vortrag an der Universität Zürich in einem ironischen Ton: «Wenn ich mir erlaube, die Frage aufzuwerfen: Wer ist normal?, so hat dies vermutlich in wissenschaftlichen Kreisen ein bedenkliches Schütteln des Kopfes zur Folge. Und wenn ich gar mich ernsthaft bemühe, eine Antwort auf die Frage zu finden, so steht für die meisten schon fest, dass der, der solches unternimmt, jedenfalls selbst nicht mehr ganz normal sein kann. Der Wissenschaftler stellt fest, dass die Fragestellung normal – anormal überhaupt keine wissenschaftliche sei. Demgegenüber darf ich mir aber doch den Hinweis auf die Tatsache gestatten, dass auch die Wissenschaftler die 'Begriffe' stetsfort verwenden und zwar mit einer unter solchen Umständen mindestens erstaunlichen Gelassenheit und Sorglosigkeit.» In Hanselmanns Vortrag finden sich dann so blossstellende Aussagen wie die folgende: «Die Normalität lässt keinen Fortschritt zu; sie ist immer und überall gleichsam Reaktion auf Bestehendes, sie schafft niemals höhere als die schon geltenden Werte. Es bleibt ewig alles beim alten, wenn es in der Welt nur Normale gibt. [...] Normal wäre also ein Mensch, der auf der glatten Ebene der Mittelmässigkeit steht, nicht etwa geht, lächelnd und zufrieden in seiner Angepasstheit. Der Normale ist der immer und überall Gefügige, der überall Brauchbare, der nichts Besonderes verlangt und nichts Besonderes tut, [...] der rasselose Philister.»[10] Hanselmann löste allerdings die von ihm kritisch angesprochene und geforderte Debatte über die Normalität und die Normen am Schluss relativ rasch in eine «aussermenschliche Macht» auf. Diese Eigenart, ethische Auseinandersetzungen in religiöse zu verwandeln, ist bei Hanselmann vielfach anzutreffen.



Hanselmann mit seinem Vater, der in Frümsen aufgewachsen ist.

Eine andere programmatische Rede Hanselmanns – er trat 1932 damit die erwähnte Stelle als Professor an – trägt als Titel die Frage «Was ist Heilpädagogik?» Hanselmann bemerkte, dass dem Fach Heilpädagogik eine neue, «biologische Wendung» zu geben sei, denn bisher, also vor 1932, sei nämlich die Definition der Heilpädagogik auf den Unterricht beziehungsweise auf das «Versagen in der Schule» eingeengt und zudem von der Psychologie und den Naturwissenschaften (gemäss ihrem Gegenstand) nur als ein «rein quantitatives Minus» registriert worden. Die Heilpädagogik habe es aber mit dem ganzen Menschen zu tun. Also gehe es nicht darum, beispielsweise Blinde und Taube, Sehschwache und Schwerhörige als «sog. normal, minus Gesichts- oder Gehörsempfindungen und -vorstellungen» zu bezeichnen. Und er fügte hinzu: «Man wird endlich den so gern gemachten Vergleich aufgeben müssen, dass z. B. ein 12jähriges geistesschwaches Kind auf der Stufe eines 5jährigen normalen stehe.»

An einer anderen, späteren Stelle dieses Vortrags behandelte Hanselmann das Verhältnis von Forschen und Helfen und sagte: «Forschen und Helfen entspringen einem gleichen Motiv, das wir vorläufig mit dem vieldeutigen Wort Liebe bezeichnen wollen. Der Forscher liebt den Gegenstand seines Erkenntnisstrebens; er objektiviert seine Liebe. Voraussetzung für das Helfen aber ist die Subjektivierung und Identifikation mit dem Hilfsbedürftigen.»[11]

Interessant ist an diesen beiden Reden der Wechsel der Fragestellung von einer subjektbetonten zu einer objektorientierten. Während aber im ersten Vortrag «Wer ist normal?» im Grunde die Frage «Was ist normal?» zu beantworten versucht wird, geht es im zweiten mit dem sachlichen Titel «Was ist Heilpädagogik?» eher um bestimmte Behinderungsformen und behinderte Menschen sowie um die Heilpädagogen, also um Personen.

«Sorgenkinder»

1934 legte Hanselmann ein kleines Buch mit dem Titel *Sorgenkinder daheim und in der Schule* vor.[12] Es stellte den Versuch der Popularisierung seiner Ansichten zur Heilpädagogik dar. Zum Begriff 'Sorgen-

7 Die *Einführung in die Heilpädagogik* erschien wie fast alle Bücher Hanselmanns im Rotapfel Verlag, Erlenbach-Zürich; erstmals 1930, in der 9. Auflage letztmals 1976.

8 Ebd., S. 11f.

9 H. Hanselmann, *Grundlinien zu einer Theorie der Sondererziehung*. Zürich 1941, S. 168.

10 H. Hanselmann, *Was ist normal?* – In: *Schweizerische Pädagogische Zeitschrift*, 38. Jg., Heft 10/11, Zürich 1928.

11 H. Hanselmann, *Was ist Heilpädagogik?* — In: *Arbeiten aus dem Heilpädagogischen Seminar Zürich*, Heft 1, Zürich 1932.

12 H. Hanselmann, *Sorgenkinder, daheim und in der Schule.* Zürich 1934. (2. veränderte Auflage, Zürich 1954.)

kinder', der ja noch heute sehr gebräuchlich ist (siehe die «Aktion Sorgenkind» des Zweiten Deutschen Fernsehens), machte Hanselmann keine näheren Angaben, er blieb inhaltlich beim «Zentralbegriff Entwicklungshemmung». Hanselmann gliederte jede Entwicklung in den Prozess des «Aufnehmens – Verarbeitens – Ausgebens» auf, er folgte damit einer Art Nahrungsphilosophie. Entwicklung definierte Hanselmann als ein «selbsttätiges sich Auswickeln». Beachtenswert ist, dass Hanselmann im Buch *Sorgenkinder* (das 1954 in einer zweiten, veränderten Auflage erschien) zuerst die äusseren Schwierigkeiten nannte, also die Vater- und Mutterfehler sowie die Fehler der Umwelt oder die gesellschaftlichen Versäumnisse, und erst dann die Fehler im Kind.

Hanselmann mit Eduard Spranger und Bundesrat Wetter bei der Verleihung des Pestalozzipreises 1951.

Kolumnen

Seit 1927 führte Hanselmann im Zentrum Zürichs, am Bahnhofplatz 1, ein privates Büro für «Erziehungs- und Eheberatung». Aus dieser Praxis stammen höchstwahrscheinlich viele Beispiele und Anekdoten, die er vor allem in den dreissiger und vierziger Jahren in seinen regelmässigen Kolumnen unter Überschriften wie «… ob das Herz zum Herzen findet…» in Illustrierten wie dem *Blatt für Alle*, der *Sie+Er* oder *Das gelbe Heft* veröffentlichte. Die meisten Kolumnen Hanselmanns begannen mit einem Zitat oder einem Briefauszug, in dem jemand ein Problem ansprach oder darstellte. Selbstverständlich waren das jeweils Themen, die irgendwie in der Luft lagen, zum Beispiel: «Soll die künftige Frau mitverdienen?» – «Warum ein Ausländer?» – «Wer lieben will, muss heiraten wollen» – «Nume-ne Chellneri?» – «Wenn Besitz zur Besessenheit wird» – «Über Mass und Anmassung» – «Du und Dein Vorgesetzter» – «Anlage, Umwelt – und sonst nichts?» und so weiter. Die Kolumnen wurden gesammelt und, wie es hiess, wegen beständiger Nachfrage als Buch in insgesamt vier Bänden veröffentlicht.[13]

Der vergleichsweise ausführliche Beitrag «… aber er hat nur ein Bein» in der *Sie+Er* von 1943 beginnt mit dem Briefausschnitt einer Fragestellerin, die in den Ferien in einem Gasthaus einen Mann kennengelernt hat. «Über der Tischplatte» sei alles «tadellos» gewesen, aber «das Schreckliche unter dem Tisch» verfolge sie, sie träume von dem «Beinstumpf», vor allem nachdem der «einfache Handwerksmann von goldlauterem Charakter» ihr einen Heiratsantrag gemacht habe. Hanselmann lud nun, so berichtet er in der Kolumne, die Frau zu Besprechungen in seine Praxis ein, und die Gesprächseindrücke «liessen es notwendig erscheinen, das Fräulein spezialärztlich untersuchen zu lassen». Zusammenfassend schreibt er: «Erstens: Die Erbgesetze lauten: Erworbene Schäden werden nicht vererbt; angeborene Mängel allein vererben sich, wenn auch die Erbgänge noch keineswegs für alle Mängel des Körpers, der Gefühle, der Triebe und des Verstandes geklärt sind. […] Zweitens: Das Fräulein war damals – und ist es heute als Frau noch – überempfindlich, überleicht reizbar. […] Es handelt sich hier um eine ererbte Anlage. Dennoch kann die fachgerechte, sachkundig geleitete Erziehung zur Selbsterziehung viel dagegen tun. […] Drittens: Der einfüssige Mann erwies sich als gefühls- und verstandesmässig sehr gesund. […] Er hat aus seinem Mangel nicht 'Kapital geschlagen', weder durch den Versuch, vom Mitleid der andern zu leben, noch um das, was ihm trotz der Einfüssigkeit möglich ist, frohgemut zu vollbringen. – Seit mehreren Jahren leben die zwei in guter Ehe und freuen sich an zwei gesunden Kindern.» Diese wie auch viele andere Kolumnen Hanselmanns hatten ein Happy-End. Damit können natürlich Ideologien verdeckt oder aber Irritationen ausgelöst werden. Paul Moor (1899–1977), Hanselmanns Nachfolger, schrieb im Nachruf: «Gerade die populären Schriften und die Aufsätze und Bücher über Erwachsenenbildung sind von manchen nicht verstanden worden. Wenn der Professor in Unterhaltungsblättern schrieb, so erregte es Aufsehen unter den Kollegen.»

Volkserzieher

Hanselmann verstand sich durchaus als Volkserzieher in der Tradition Pestalozzis. Er wollte wie Pestalozzi «dem Volke helfen». Dementsprechend verfasste er neben seinen wissenschaftlichen viele kleine populäre Schriften mit Titeln wie *Vom Sinn der Arbeit*, *Vom Umgang mit sich selbst*, *Vom Umgang mit Andern*, *Vom Umgang mit Frauen*, *Vom Sinn des Leidens*, *Vom Umgang mit Gott*, *Erziehung zur Geduld* oder *Geschlechtliche Erziehung des Kindes*.[14] Nicht zuletzt durch solche vielfältigen, grenzüberschreitenden Aktivitäten kritisierte Hanselmann die «Inselhaftigkeit der Heilpädagogik». Die kleinen Schriften sollten prophylaktisch wirken und Entwicklungshemmungen vermeiden beziehungsweise heilpädagogischen Problemen vorbeugen helfen. Aber diese kleinen, populären Schriften, die in über 100 000 Exemplaren verbreitet waren, sollten auch anleiten zur «fröhlichen Selbsterziehung», wie Hanselmann manche harte Maxime verklärend nannte.

1951 erhielt Hanselmann den Welthilfejugendpreis der Pestalozzi-Stiftung. Es wäre unangemessen, die beiden pädagogischen Persönlichkeiten gleichen Vornamens über unterschiedliche Jahrhunderte

hinweg zu vergleichen, dennoch gibt es die genannten Gemeinsamkeiten in den Absichten. In einer Denkrede, gehalten im Casino Schönenwerd zu Pestalozzis hundertstem Todestag, sagte Hanselmann hingegen 1927, dass «es Pestalozzis tragische Mission war, dass er zuviel für andere tat, weil er nichts für sich selbst wollte». Pestalozzis Lebensweg bot jedoch laut Hanselmann ein «Wegzeichen» für den anzustrebenden Kompromiss zwischen dem Ich und dem Du, zwischen Verstand und Gefühl. 1956 erschien noch Hanselmanns *Eltern-Lexikon* – eine *Erste Hilfe in Erziehungssorgen und Schulnöten*.

Schon 1942 übersiedelte Hanselmann nach Ascona ins Tessin, behielt aber sein Beratungs-Büro in Zürich bei. Max Zollinger (1886–1967, Professor für Pädagogik in Zürich) berichtet 1956 im *Rheintaler Almanach*: «Das Bildnis Hanselmanns wäre unvollständig, wenn darin der Sammler fehlte, der sich im Gemäuer einer ehemaligen Tabaktrocknungsanstalt ein mit Raritäten, seltenen Büchern, Keramiken und Bildern ausgestattetes Tusculum eingerichtet hat. Da findet sich, in Jahrzehnten mit der Findigkeit des geborenen Sammlers 'nebenbei' zusammengetragen, wohl das vollständigste Werk Johann Caspar Lavaters [jetzt in der Zentralbibliothek Zürich], und dem Hausherrn und seiner Frau hängt buchstäblich der Himmel voller Geigen: Stück für Stück säuberlich in Cellophan eingepackt hangen auf dem Estrich des langgestreckten Hauses an die zweihundert Geigen verschiedener Herkunft.» Die Geigensammlung vermachte Hanselmann der Geigenbauschule Brienz, bei deren Gründung er mithalf. Mit den Geigen hat es im übrigen folgende biographische Bewandtnis: Als 13jähriger erhielt Hanselmann von seinem Taufpaten eine Geige geschenkt, «wofür man damals eine ordentliche Kuh hätte kaufen können». Im Lehrerseminar in Schiers war Hanselmanns heimlicher Berufswunsch Geiger. Die Eltern hielten nichts davon: «Schaffe, lerne, nöd gigele muescht!» Doch ein Turnunfall im Lehrerseminar – «ein nicht mehr voll ausheilbarer Handbruch und Ellbogenschaden» brach diese Pläne ohnehin ab. Seine Frau vermerkte später: «Der junge Mann hat es schwer verwunden, aber er hat es überwunden.» Seine Tochter, Annemarie Wolfer-Hanselmann, ist der Ansicht, dass er auch ohne die genannte «Behinderung» nie Profi-Geiger geworden wäre.[15]

Hanselmann mit seiner Frau anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde 1956.

Vor 35 Jahren, am 29. Februar 1960, starb Heinrich Hanselmann in Locarno-Muralto.[16] Mehr als 200 Zeitungen und Zeitschriften meldeten Hanselmanns Tod und würdigten Leben, Werk und Wirkung. Eine kleine Darstellung findet sich auch im Lexikon *Der Grosse Brockhaus*.

Vermächtnis

Manches in Hanselmanns Schriften hat seine Bedeutung eingebüsst, anderes, beispielsweise die Terminologie, ist zeitbedingt veraltet, aber ein paar Aspekte lesen sich wie aktuelle Kommentare.

«Wir sind einsam geworden. Wo die Menschen am dichtesten nebeneinander wohnen, da ist die Einsamkeit am grössten. […] Jeder hat genug mit sich selber zu tun. Wir haben keine Zeit für Andere. Viele sind schon erfroren in dieser Einsamkeit und gegenseitigen Gleichgültigkeit, […] dieser Eiszeit der Welt, die vom Geld regiert wird.» Hanselmann schrieb diese Sätze 1919 für die *Gemeindestube*, gegen den Alkoholkonsum und gegen die «Sucht ins Wirtshaus zu gehen», die dennoch einem «tiefen Bedürfnis» nach Kommunikation und Umgang mit anderen Menschen entsprängen. «Es ist das Zeichen, dass wir noch gesund sind, wenn wir uns vor der drohenden Gefahr der Verarmung unseres Gefühlslebens, der Gefühlsverblödung retten wollen. [...] Maschine und Leben haben die Lebenshaltung gänzlich verändert, aber die Menschen sind im Grunde die gleichen geblieben.» Neben dieser Zeitdiagnose des Alltags der Menschen sprach Hanselmann 1920 aber auch von «Erlebnissen in dem Gefrierraum der hohen, gleissenden Wissenschaft». Und in der Einleitung seines Hauptwerks forderte er 1930 die «Befreiung der Menschen aus der durch die einseitige Überwertung des Verstandes geschaffenen Eiszeit der Seele…»

Das wissenschaftliche Vermächtnis Hanselmanns[17] liegt meines Erachtens im Verhältnis der Begriffe «Entwicklung» und «Behinderung». Früher ging man vielfach und verhängnisvoll davon aus, dass behinderte Menschen sogenannt bildungsunfähig seien, man kümmerte sich nicht um sie, versteckte sie eher, als dass man sie förderte und integrierte. Zwar ist Hanselmanns zentraler Begriff der «Entwicklungshemmung» selbst problematisch[18], aber mit der Diskussion von Entwicklungsmöglichkeiten brachte Hanselmann neue Perspektiven in eine erstarrte Pädagogik.

Pädagogik erhielt bei Hanselmann einen moralischen Auftrag, der allerdings nicht von der wissenschaftlichen Herangehensweise getrennt wurde. Vielleicht kann man deswegen Hanselmann auch einen

13 H. Hanselmann, *Sie- und Er-Probleme*, Zürich 1939; *Durch Liebesleid zur Liebesfreude*, Zürich 1941; *Buch für Verlobte*, Zürich 1942; *Werktag in der Liebe und Ehe*, Zürich 1944.

14 H. Hanselmann, *Erziehung zur Geduld*, Zürich 1930; *Vom Umgang mit sich selbst*, Zürich 1931; *Vom Umgang mit Andern*, Zürich 1931; *Geschlechtliche Erziehung des Kindes*, Zürich 1931; *Vom Umgang mit Gott*, Zürich 1931; *Vom Sinn des Leidens*, Zürich 1934; *Vom Sinn der Arbeit*, Zürich 1936; *Vom Umgang mit Frauen*, Zürich 1936.

15 Persönliche Mitteilung von A. Wolfer-Hanselmann.

16 Laut Eintrag im Bürgerregister Sennwald-Frümsen. Das *Enzyklopädische Handbuch der Sonderpädagogik* führt Ascona an. In meiner Monographie habe ich fälschlicherweise ebenfalls Ascona, den letzten Wohnort Hanselmanns, als Sterbeort genannt.

17 In der meines Wissens letzten detaillierten Darstellung von Hanselmanns Heilpädagogik heisst es bei U. Hoyningen-Süess, *Sonderpädagogik als Wissenschaft, Heinrich Hanselmanns Theorie der Sonderpädagogik*, Luzern 1992, S. 15: «Meiner Ansicht nach hat Hanselmann eine Theorie für die Heilpädagogik vorgelegt, die in ihren Grundideen bei weitem nicht überholt wurde. In der Tat scheint mir, dass sein 'wissenschaftliches Weltbild' der Heilpädagogik durchaus aktuell ist.»

18 Siehe C. Mürner, *Vom Umgang mit Theorie*. – In: G. Heese u. a. (Hg.), *Über Hanselmann nachdenken. Ein Kolloquium über das Werk Heinrich Hanselmanns im Zentenarjahr 1985*, Zürich 1990, S. 145. Im Begriff «Entwicklungshemmung» wird ein Prozess- mit einem Interpretationsbegriff vermischt und neutralisiert.

«romantischen Wissenschaftler»[19] nennen, einen, der sich nicht auf Statistiken und Apparate zurückzieht, sondern in der Begegnung und im Engagement zu denken und tätig zu werden versucht, ohne den Anspruch der Wissenschaft fallenzulassen. Pädagogik steht in der Tat genau im Schnittpunkt dieser Auseinandersetzung, die man zwischen den Konstellationen Quantität und Qualität, Forschungen und Erzählungen lokalisieren kann.

Auch wenn Hanselmann postulierte, dass «Geschichte am ehesten durch Geschichte überwunden» werden kann, bleibt bei ihm am Schluss die These der «Gotteskindschaft» voraussetzungslos stehen. Hanselmanns «Losungswort» lautete: «Es geschehe in Gottes Namen.» Es lassen sich zwei weitere wichtige persönliche Grundsätze von Hanselmann beifügen. Erstens: «Der Anfang und das Ende meiner Politik heisst Erziehung.» Diesen Grundsatz übernahm er von Pestalozzi. Zweitens: «Du sollst Dich nicht vorenthalten.» Das heisst, Grundlage von Denken und Handeln war für Hanselmann die Erfahrung. Durch Volksaufklärung, Ehe- und Erziehungsberatung (Vorsorge und Früherziehung) glaubte Hanselmann, die Heilpädagogik überflüssig machen zu können.

Allerdings bleiben seine Aussagen selbst oft ambivalent und beinhalten ein Schwanken zwischen Anpassung und Verweigerung gegenüber der Gesellschaft und dem geforderten angemessenen Umgang von nichtbehinderten und behinderten Menschen. Aber die Aktualität seines Ansatzes liegt auch in der Reflexion des eigenen Standorts, und der pointierte Begriff der «Auseinandersetzungsstörung», den Heinrich Hanselmann 1933 im Büchlein *Fröhliche Selbsterziehung* prägte, lässt sich nur schwer gegen ihn selbst wenden.

19 «Romantische Wissenschaft» ist ein Begriff, den der deutsche Physiologe Max Verworn (1863–1921) prägte und den der russische Neuropsychologe Alexander R. Lurija in seiner wissenschaftlichen Autobiographie (A. R. LURIJA, *Romantische Wissenschaft*, Reinbek bei Hamburg 1993) wieder aufnahm. «Romantisch» wird dabei in Kontrast zu «reduktionistisch» gesetzt und seiner alltäglichen, abschätzigen Konnotation entkleidet. «Romantische Wissenschaft» erhält so die Bedeutung einer ganzheitlichen Herangehensweise, die Menschen als Subjekte ernst nimmt.

Bilder

Alle Illustrationen wurden vom Autor vermittelt und sind als Reproduktionen ins Archiv des Werdenberger Jahrbuchs aufgenommen worden.

Quellen und Literatur

Aus den Fussnoten ersichtlich.

Carl Hilty – Praeceptor Helvetiae?

Otto Ackermann, Fontnas

Der Name Carl Hilty allein ist schon wie eine Verpflichtung, wenn es darum geht, werdenbergische Lehrerpersönlichkeiten mit überregionaler Ausstrahlung und bleibenden Verdiensten für unser Land in Erinnerung zu rufen. In seiner *St. Galler Geschichte* erhebt ihn Georg Thürer in die Reihe der massgebenden Ermahner des Volkes und Deuter unseres Staatswesens von besonderem Rang und leitet seine Würdigung ein mit den Worten: «Er setzte dem platten Materialismus des Industrie-Zeitalters die hochstrebende Idee entgegen, und während die Grossstaaten in weiter Runde im Zeichen des Imperialismus gierig rund um den Erdball griffen, verankerte er den Staatsgedanken der Eidgenossenschaft in der uralten Volksfreiheit und sah die Sendung unseres Kleinstaates im Lichte christlicher Liebe.»[1] Es scheint, dass Hiltys gedankliches Pathos noch den Schreibstil seiner Biographen durchdringt und bestimmt, besonders wenn in bedrängter Zeit knapp und klar formulierter Rat gefragt ist.

Nüchterner und schlichter soll hier nach der Bedeutung Hiltys als Universitätslehrer gefragt werden, ohne dass beabsichtigt ist, neue oder gar gänzlich unbekannte Seiten des berühmten Staatsrechtslehrers und christlichen Mahners herauszuarbeiten. Aus seinem Lebenslauf seien diejenigen Momente besonders herausgehoben, die sein Wirken als Rechtslehrer und religiösen Schriftsteller geprägt haben.

Werdegang

Carl Hilty wurde im Jahre 1833 im Roten Haus im Städtchen Werdenberg geboren, als seine Eltern dort bei der Grossmutter zu Besuch waren; und als Besuche am Ort der Vorfahren und der eigenen Geburt sind seine Beziehungen zu Werdenberg zeit seines Lebens zu verstehen.[2] Zwei Jahre später nämlich erwarb sein Vater, ein bekannter Arzt in Chur, das damals verwahrloste Schloss Werdenberg; in ihm verbrachte die Familie Hilty jedes Jahr drei Ferienmonate. Dadurch wurde dem Heranwachsenden die Bedeutung seines Geschlechts in der lokalen Aristokratie des Städtchens – sein Grossvater trug als letzter der Familie den Titel eines Bürgermeisters – immer von neuem bewusst, wie auch aus seinen eigenen Worten hervorgeht: «Wir waren durch diesen Besitz sowohl wie durch das Ansehen unserer Familie in jener kleinen Welt überhaupt und selbst durch die bloss zeitweilige Erscheinung unter der dortigen Bevölkerung immer in einer Ausnahmestellung.»[3] Mit Recht kann man in seinen Jugendeindrücken eine der Wurzeln seiner dezidiert aristokratischen Haltung sehen, die noch den würdigen alten Professor in Bern, «stets in korrektes Schwarz gekleidet, das weisse Haar sorgfältig gescheitelt», schon von seiner äusseren Erscheinung her unvergesslich macht.[4]

Aufgewachsen ist Carl Hilty jedoch in Chur, wo sein Vater als Arzt dem gehobenen bündnerischen Bürgertum angehörte. Dort besuchte Carl die Volksschule, an die er als eher zarter und schwächlicher Musterschüler nicht nur gute Erinnerungen hatte. Mit 11 Jahren trat Hilty in die Evangelische Kantonsschule Chur ein, die damals noch ganz im Geiste der klassischen deutschen Bildung stand: «Völlig geistlos war bloss der Religionsunterricht, welcher in einer Zeit, wo die klassischen Ideale in der Seele vorwiegen, besonders geistvollen Lehrern anvertraut sein sollte, welche mit der griechischen und römischen Philosophie konkurriren können.»[5] Später hat er immer wieder die Überbelastung jener Gymnasialjahre, die Unfähigkeit vieler Lehrer und vor allem das Eindringen der Naturwissenschaften und der damit verbundenen materialistischen Geistesrichtung beklagt.[6] Seine auch später noch harte Kritik – sein Biograph Mattmüller spricht von «Hass auf die Schule» – gründet darin, dass seine Erwartung, durch diese Schule innere Bildung und tieferen geistigen Halt zu bekommen, letztlich enttäuscht worden ist. Am meisten gaben dafür die klassischen Autoren der Alten Sprachen her. Angeregt durch die persönliche Bewunderung für seinen Griechischlehrer und Rektor der Schule «… versuchte ich an der Idee des Schönen, an der *kalokagathia* [gr. 'Einheit von ästhetischer und sittlicher Bildung'] hinaufzustreben, tauschte Socrates mit Christus ein, begeisterte mich an Plutarch und besonders an der stoischen Tugendlehre».[7] Vor allem diese griechisch-römische Weltanschauung vermittelte ihm

die Vorstellung von dienender Grösse, innerer Kraft und geistiger Unabhängigkeit, die er erst in seinen späteren Lebensjahren in einem neuen Verständnis des Christentums überwunden hat. Damit ist aber ein Hauptthema von Hiltys Denken, die Auseinandersetzung zwischen dem Liberalismus seiner klassischen Bildung und einer engen, oft pietistischen Religiosität[8] bzw. Kirchlichkeit, in seinen Erfahrungen während der Kantonsschulzeit angelegt.

Eher aus Verlegenheit – gegen Medizin hatte er eine Abneigung, von der Theologie hielten ihn die religiösen Erfahrungen ab – wählte Hilty nach der Matura das Studium der Jurisprudenz, reiste 1851 nach Göttingen und wurde in der Familie eines seinem Vater persönlich bekannten Professors herzlich aufgenommen. «Der feine, ich möchte fast sagen vornehme Ton, vereinigt mit einer Gemütlichkeit, von der man bei uns kaum einen Begriff hat», hatte es ihm angetan, und er genoss das gesellschaftliche Leben in vollen Zügen.[9] Nach zwei Jahren eher fröhlichen Studentenlebens wechselte er nach Heidelberg, wo er während dreier Semester im Unterschied zu Göttingen streng arbeitete und im März 1854 die Doktorprüfungen ablegte. Nach einem Besuch in Chur führte ihn eine sechsmonatige Reise nach London und Paris, auf der er sich erst richtig vom Einfluss des Vaters freimachen konnte und sich von einer engen, auf Abstammung oder Nationalem basierenden Vorstellung von Aristokratie abwandte, hin zu einer weiteren Auffassung, die «weltweit, nur an Bildung und Charakter gebunden, allen offenstehend, vom Besitz unabhängig» war.[10]

Mit 22 Jahren kehrte er nach Chur zurück und begann dort eine erfolgreiche juristische Tätigkeit, die fast 20 Jahre dauerte. Entscheidend für den jungen Anwalt war in dieser Zeit der kulturelle und politische Einfluss, der von deutschen Flüchtlingen ausging: Im bedeutenden Juristen und Politiker Heinrich Simon und dessen Nichte und Pflegetochter Johanna Gaertner, die bald Hiltys Frau wurde, begegnete er «einer ganzen geistigen Welt, deren Geist die in ihm angelegten Wesenszüge seiner Mutter zur Entfaltung und für lange Jahre zur Dominanz bringen half».[11] Gleichzeitig entfremdete er sich dadurch seiner Familie und seinen bisherigen Freunden in Chur.

In diese Jahre fällt auch eine erfolglose Beteiligung an wirtschaftlichen Unternehmungen des erwähnten Heinrich Simon, der ein Kupferbergwerk ob Murg und eine Schieferplattenfirma in Pfäfers und Engi gegründet hatte. Er begann aber auch, sich politisch als Zeitungskorrespondent zu artikulieren und suchte ein Wirkungsfeld, das ihn von der Enge seiner Bündner Berge befreite und ihn ins politische Leben führen sollte, welches er als seine eigentliche Berufung ansah.[12] 1872 scheiterte allerdings seine Wahl in den Nationalrat (seine Kandidatur im Kanton St.Gallen hatte er bereits als erste Stufe zu einer Bundesratslaufbahn angesehen), und auch in weiteren kantonalen und kommunalen Kandidaturen in Chur fiel er durch.[13] Zwei juristische Broschüren machten ihn über die Jurisprudenz hinaus bekannt, und doch deutete damals trotz seiner eigenen Ambitionen kaum etwas auf seine spätere Wirksamkeit als Professor, Politiker und religiöser Schriftsteller hin.

Carl Hilty zu Beginn der neunziger Jahre. (Aus H. R. Hilty, «Carl Hilty», Bern 1949.)

Neben seiner erfolgreichen Laufbahn als Jurist, den journalistischen Gehversuchen und den Misserfolgen als Politiker verlief sein persönlicher geistiger Weg als ein Verlangen, eine innere Lebensaufgabe, einen Weg zum «Glück» zu finden. Ebenfalls in die Jahre zwischen 1860 und 1875, also hauptsächlich in seine Churer Zeit, fällt seine Rückwendung zum Christentum; sie vollzog sich in Stufen oder Stunden eigentlicher Bekehrung, wie aus seinen autobiographischen Schriften hervorgeht.[14] Fortan fühlte sich Carl Hilty von einem persönlichen Gott tief innerlich geführt, und getragen auch durch die bedrückenden Erfahrungen von innerer Unruhe und seelischem Leid; dies war die Grundlage für eine äussere Sicherheit und Festigkeit, die ihn für die Übernahme neuer Aufgaben stärkte. Gleichzeitig hörte er auch auf, Selbstreflexionen über seinen Weg in Tagebuchform zu führen. Dennoch litt er bis zu seinem Tode zeitweise sehr an seiner angeborenen Melancholie und rang immer noch um seine eigentliche Berufung als akademischer Lehrer, religiöser Schriftsteller oder aktiver Politiker.[15]

Als Rechtsprofessor in Bern (1874 bis 1909)

Kaum etwas aus dem bisher geschilderten Lebenslauf deutet auf die Wahl Hiltys zum Professor des Bundesstaatsrechtes an der Berner Universität hin; in der Tat war sie auch für ihn völlig überraschend gekommen. Den Anstoss hatte offenbar der bisherige Lehrstuhlinhaber und Parteifreund Walter Munzinger gegeben, der Hilty als

1 Thürer 1972, S. 773.

2 Die folgenden Angaben nach Mattmüller 1966, der der Jugend und Studienzeit Hiltys gut 60 Seiten widmet, und H. R. Hilty 1953.

3 Aus einer autobiographischen Skizze Hiltys, zitiert nach H. R. Hilty 1953, S. 40. Vgl. auch Mattmüller 1966, S. 18. – Erst nach langem innerem Kampf und äusserem Streit verzichtete Carl Hilty 1861 auf seinen Anteil am Schloss, das für ihn «Jugendglück, Heimat und Geborgenheit» bedeutete; aber politisch war ihm die Eigenart der bündnerischen Demokratie näher: «Die St.Galler sind die Yankees der Schweiz. Wir sind die europäische Aristokratie ihnen gegenüber.» (Aus dem *Tagebuch*, zitiert nach Mattmüler 1966, S. 15.)

4 H. R. Hilty 1953, S. 40.

5 Aus Jahrbuch 21, zitiert nach Mattmüller 1966, S. 22.

6 Naturwissenschaft, Landwirtschaft und Gewerbe verlangten in jenen Jahren vermehrte Berücksichtigung der Realfächer. Mattmüller 1966, S. 22, Anm. 87.

7 Zitiert nach Mattmüller 1966, S. 29.

8 Nach Mattmüller 1966, S. 29, ist er dem Pietismus als Religion kleiner Leute ohne Bildung vor allem in Grabs begegnet.

9 Mattmüller 1966, S. 46ff.

10 Mattmüller 1966, S. 58.

11 Mattmüller 1966, S. 67.

12 Hilty schrieb vor allem als Korrespondent für den *Bund* in Bern und erhielt Anfragen für Redaktorstellen an liberalen Tageszeitungen.

13 Mattmüller 1966, S. 95, Anm. 154.

14 Mattmüller 1966, S. 108–110.

15 Mattmüller 1966, S. 128ff.

Nachfolger gewünscht hatte.[16] Eine Reihe von nicht mit seinem Namen gezeichneten Artikeln im *Bund* zu rechtshistorischen und politischen Fragen in Graubünden machten seine politisch zwischen Liberalismus und Konservativismus vermittelnde Position im Berufungsverfahren bekannt. Zuerst hatte der junge, erst 28jährige Erziehungsdirektor Ritschard, der sein Amt gerade angetreten hatte, in Erfüllung des auf dem Totenbett ausgesprochenen Wunsches von Munzinger und ohne Konsultation der Fakultät Hilty angefragt, aber nach anfänglich positiver Aufnahme eine Absage erhalten. Ein Referat Hiltys am schweizerischen Juristentag über die *Hauptdifferenzen der französisch- und der deutschschweizerischen Civil-Gesetzgebung* beschäftigte sich mit dem Problem der Rechtsvereinheitlichung und brachte eine erneute Berufungsanfrage, die er jetzt positiv beantwortete. Dies führte zu erfolgreichen Verhandlungen, in welchen Hilty «lebenslängliche Anstellung und Zusicherung gleichen Gehalts und sonstiger Vortheile wie die bestgestellten Professoren» verlangte und auch erhielt. Auch der Regierungsrat billigte trotz des Widerstandes der Fakultät im Dezember 1873 die überraschende Wahl, die auch als hartnäckiges politisches Seilziehen zu verstehen ist, bei dem mit Hilty vor allem ein Befürworter einer schweizerischen Rechtseinheit gewählt wurde.[17]

Die Verzeichnisse seiner Vorlesungen und die erhaltenen Notizen Hiltys geben einen Zugang zu seinem Rechtsverständnis. Ein Grundzug war, dass ihm das Theoretische und Abstrakte an der Jurisprudenz eher fernlag, dafür die historische Entwicklung des Rechts im Mittelpunkt seines Interesses stand. «Sein Ziel war Darstellung der Vergangenheit zur Erkenntnis und Bewältigung der Gegenwart: *historia vitae magistra*. [...] Er trieb eine ausgedehnte Quellenlektüre, zitierte ausgiebig die bestehenden Quellensammlungen und beteiligte sich selbst an der Erforschung der eidgenössischen Archive, vor allem denen aus der Zeit der Helvetik», schreibt sein Biograph Mattmüller. Seine Arbeiten zum Bundesstaatsrecht sind darum in der systematischen Literatur später kaum beachtet worden, hingegen bleibt der historische Unterbau, den er gelegt hat, bestehen. Höhepunkt ist wohl sein grosses Buch über die Bundesverfassungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft, das er im Auftrag des Bundesrates als Beitrag zur 600-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft 1891 veröffentlichte.

Die
Bundesverfassungen
der
Schweizerischen Eidgenossenschaft.
Zur
sechsten Säcularfeier
des
ersten ewigen Bundes vom 1. August 1291
geschichtlich dargestellt
im Auftrag des schweizer. Bundesrathes
von
Professor Dr. C. Hilty.
Bern.
Druck von A. J. Wyß.
1891.

Hiltys Hauptwerk erschien 1891 zur 600-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft.

Hilty selbst seufzte vor allem zu Beginn seiner Tätigkeit unter der grossen Arbeitslast und soll sogar die Rückkehr nach Chur erwogen haben, aber der Ausspruch eines Kollegen, er sei in Bern «le professeur de patriotisme» habe ihm gezeigt, dass er am richtigen Ort sei, äussert er ein wenig scherzhaft 1883 in einem Brief.[18]

Nur wenige, aber bezeichnende Zeugnisse beschreiben seine eigenwillige Vortragsweise. In Erinnerung geblieben sind «die mit tiefem Ernst und eindringlicher Überzeugungskraft, mit viel Lebhaftigkeit und in klarer, schöner, einfacher Sprache vorgetragenen Ausführungen».[19] Andere nahmen Anstoss am vaterländischen Pathos und der prophetischen Gebärde. 1887 schreibt er im Aufsatz *Offene Geheimnisse der Redekunst*: «Die rechte Natürlichkeit in der Sprache hält stets die richtige Mitte zwischen dem Trivialen und dem gesucht Pathetischen. Denn einerseits erfordert es der Respekt, den der Redner vor dem Zuhörer haben muss, dass er ihn nicht mit blossen Gemeinplätzen oder in einer trivialen Ausdrucksweise anrede, die immer ein Urteil über den Zuhörer enthält. Eine Rede wird um so besser sein, je höher der Redner von seinen Zuhörern denkt, und man darf in dieser Hinsicht im allgemeinen wohl sagen, er sollte sich eigentlich stets in den Gedanken hineinversetzen, zu der ganzen gebildeten Menschheit zu reden und immer das Beste geben, was er überhaupt hat.»[20]

Dabei hatte er stets nicht nur die künftigen Juristen, sondern die Staatsbürger mit Führungsaufgaben im demokratischen Staate vor Augen. Ein Kollege formulierte später in der Grabrede: «Man könnte wohl diese Kollegien [Vorlesungen über Bundesstaatsrecht] mit Recht als 'vaterländische' Vorlesungen bezeichnen, in denen der verehrte, greise Lehrer seinen Zuhörern nicht bloss die Kenntnis des eidgenössischen Verfassungsrechtes vermitteln, sondern ihnen das geschichtliche Werden des Bundesstaates, das Verständnis für die bundesrechtlichen öffentlichen Institutionen in ihrer Entwicklung nahebringen wollte. Und der leitende Grundsatz war die Liebe zum Vaterland.»[21]

Der politische Lehrer

Von Anfang an wollte Hilty über den Fachbereich und die Universität hinaus wirken. Bereits 1875 hielt er eine öffentliche Vorlesung über die Politik der Eidgenossenschaft.[22] 1889 äusserte er sich zur *Neutralität der Schweiz in ihrer heutigen Auffassung*. Ab 1886 bis zu seinem Tode veröffentlichte er in seinem von ihm gegründeten *Politischen Jahrbuch der Schweiz* eigene und fremde Aufsätze zu vielen öffentlichen Themen. Der Erfolg dieser Schriftenreihe war zwiespältig: «Hiltys Interpretationen und Wertungen wurden mit Interesse gelesen, diskutiert, von vielen gerne angenommen, von anderen als unfundiert abgelehnt. Alle aber spürten, dass sie es mit einem Manne zu tun hatten, der aus dem Gefühl der Verantwortung für die Schweiz seine Berechtigung herleitete, über die Handelnden der Gegenwart zu Gericht zu sitzen.»[23] Diese publizistische Tätigkeit hat ihm den Spitznamen *praeceptor Helvetiae* (etwa: «moralischer Lehrmeister der Schweiz») eingetragen.[24]

Beruf und Berufung zum politischen Propheten

Trotz seines politischen Sendungsbewusstseins hat Hilty, wie oben angetönt, seine Arbeit als Professor immer wieder grundsätzlich in Frage gestellt und schwankte zwischen dieser Aufgabe und seiner Berufung zur religiösen Schriftstellerei. Seine politischen Ansichten durchdrang und vertiefte er mit religiösen Vorstellungen: «Ich sehe, dass ich zu dem geboren und erzogen

wurde, was Profetenamt ist. Daher hatte ich nie eine feste Heimath, nie eine dauernde Freude an der Welt», schreibt er einige Jahre später.[25] Alttestamentliche Vorstellungen von der Führung eines auserwählten Volkes schimmern in seiner Sicht der Bedeutung der schweizerischen Eidgenossenschaft als auserwähltem Volk der Demokratie durch, dessen Idealität höchsten Ansprüchen genügen muss.

Unter die aktuellen Gefahren für die staatliche Souveränität der Schweiz rechnete er die Bindung an materielle Interessen, die er als charakteristischen Zug aller von Natur aus armen Bergvölker vorfindet: «Heute äussert sich dieser starke Erwerbstrieb in der mächtigen Industrie, der oft rücksichtslosen Ausbeutung der armen Klassen dafür und in den grossen Gesellschaftsinstituten, die den Gewinn zu monopolisieren trachten. […] Die Eidgenossenschaft hat sorgfältig zu wachen, dass dieser Kaufmannsgeist [wie in Karthago, Venedig, Holland und England], der die staatlichen Aufgaben nur nach seinem Soll und Haben bemisst, in ihren Ratssälen nie zur überwiegenden Herrschaft gelange.»[26] Damit setzte er sich mit einer gewissen Wirtschaftsfeindlichkeit in den Gegensatz zur Meinung vieler seiner Parteifreunde.

Die oben erwähnte öffentliche Vorlesung von 1875 schloss er mit einer Rede unter dem Titel *Ideen und Ideale schweizerischer Politik*. Darin begründete er die Sonderstellung der Schweiz: «Die Eidgenossenschaft hat eine höhere Aufgabe, als San Marino oder Liechtenstein, ja selbst als Belgien und Holland. Historisch ist sie hervorgegangen aus dem Bestreben, die alte germanische Volksfreiheit mitten in einer Periode der Bildung fürstlicher Erbgewalten aufrecht zu erhalten. […] Ein Volk in Europa wenigstens soll stets sein, das sich bewusst bleibt und alle anderen Völker daran beständig erinnert, in welcher natürlichen Verfassung die jetzigen Hauptvölker des Abendlandes auf dem Schauplatz der Geschichte erschienen, und dass es möglich sei, diese angeborenen, nicht gemachten, Menschenrechte mit einer allen Bedürfnissen der jeweiligen Kultur entsprechenden Staatsordnung in jedem Jahrhundert zu vereinbaren. Die Schweiz muss allerdings in dieser Hinsicht ein Musterstaat auch für andere und nicht ein bloss egoistisch auf sich und seine kleinen Bedürfnisse reduziertes Staatswesen sein. Das ist ihr weltgeschichtlicher Beruf.»[27]

Seit seiner Studentenzeit, durch die Heirat und die Beziehung zu Heinrich Simon hatte er eine tiefe Beziehung zu Deutschland und war überzeugt vom Auftrag, den das germanischen Volkstum zu leisten hatte. Es ist hier freilich nicht der Ort, seine politischen Ansichten breiter darzustellen oder sie gegen den Missbrauch im verkürzenden Zitat zu schützen, und gefährlich ist es, eine schweizerische Nationalideologie im Sinn einer historisch-ideellen Sonderstellung und eines politischen Alleingangs für heute aus Hiltys Schriften zu zimmern, wenn man seine damaligen Anschauungen nicht in Beziehung setzt zu den damals vorherrschenden Vorstellungen von Nationalismus[28] und vor allem, wenn man seine theologische Grundlage nicht berücksichtigt.[29]

In einer akademischen Vorlesung nahm er im Jahre 1900 zum Burenkrieg Stellung, der zwischen den holländischen Buren und der Weltmacht England am 12. Oktober 1899 ausgebrochen war.[30] Nach anfänglichen Erfolgen der Buren hatten die Engländer mit ihrer Kolonialarmee bis zum August des folgenden Jahres die Kontrolle über die Burenstaaten erlangt; freilich dauerte der Krieg darauf noch weitere zwei Jahre. Es war der erste totale Krieg mit Guerillataktik, der Taktik der verbrannten Erde und der Errichtung von Konzentrationslagern, er erlangte eine traurige Berühmtheit und Vorbildwirkung. Weil auch in Hiltys aktuellen Bemerkungen Leitlinien seines politischen Denkens zum Ausdruck kommen, sollen einige Abschnitte der Vorlesung zitiert und kommentiert werden.

Carl Hilty erweist sich als sehr gut informiert und dokumentiert und suchte in seiner Vorlesung die Frage von Recht und Unrecht in diesem Krieg zu beantworten. Im Unrecht ist für ihn eindeutig England, dessen Regierung sich von gerechten Grundsätzen und vom Volk entfernt hat. «Gott wird England sicherlich nicht plötzlich verlassen, durch das er schon so vieles Grosses ausgerichtet hat, aber zuerst muss es ihm vielleicht noch bitterer fühlbar werden, dass es seine Hilfe in diesem Kriege nicht besitzt, weil sich die jetzigen massgebenden Kreise, trotz aller offiziellen Kirchlichkeit, weit von ihm entfernt haben.»[31] Seine Sympathie gilt den Buren, und zwar nicht am wenigsten aus religiösen Gründen: «Ihre Rückständigkeit bestand, wie es scheint, darin, dass sie die Bibel lasen und ihren Feldzug, wie seinerzeit auch die tapferen Vorfahren ihrer Gegner in Englands grösster Zeit, mit Gebet begannen […]», was sogar von einem «Kriegsgefangenen, englischem Korrespondenten, Herrn Winston Churchill», bestätigt wird, während die Gegenseite als «Bande von Spekulanten und Abenteurern aller Nationen unter der Anführung von Cecil Rhodes ihr gieriges Auge auf die Goldfelder des Transvaallandes geworfen hatte und die beständig den Krieg bei ihren Mitaktionären in England empfahlen».[32] Damit ortet Hilty den wahren Kriegsgrund in der «Expansionssucht», also im hemmungslosen wirtschaftlichen Kapitalismus und politischen Imperialismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Es zeigt sich in diesen Zitaten – die Kriegsschuldfrage soll nicht nochmals aufgerollt werden –, wie Hiltys politisches Denken und Werten aus seinem religiös

16 Munzinger war mit Hilty befreundet; als Katholik vertrat er einen liberalen Konservativismus, der ihn zur Ablehnung des Unfehlbarkeitsdogmas geführt und zur führenden Kraft des Altkatholizismus gemacht hatte, was der antikirchlichen, aber nicht antikatholischen Haltung Hiltys entsprach. Weiterführende Literatur zu Munzinger bei Mattmüller 1966, S. 119.

17 Nähere Umstände und die politischen Hintergründe bei Mattmüller 1966, S. 118f.

18 Mattmüller 1966, S. 126; vgl. auch S. 131.

19 Fritz Studer in Mattmüller 1966, S. 121.

20 *Politisches Jahrbuch der Schweiz*. 2. Nachdruck als *Jahrring 1975 Paul Haupt AG Bern*. Bern o. J., S. 27.

21 Mattmüller 1966, S. 120f.

22 Vgl. dazu das Urteil von Mattmüller 1966, S. 256: «Sein Ziel ist, der 'Idealpolitik' zu ihrer historischen Grundlage zu verhelfen.»

23 Mattmüller 1966, S. 142.

24 Mattmüller 1966, S. 142.

25 Mattmüller 1966, S. 132.

26 Hilty 1875, S. 184f.

27 Hilty 1875, S. 169.

28 So lehnt er das Doppelbürgerrecht etwa der Amerikaschweizer ab («Der Mann kann nicht zweien Herren dienen, sondern muss eine feste, nicht halb verwischte, sondern sehr bestimmte Nationalität haben.» S. 175), ist aber gleichzeitig überzeugt, «dass alle kantonalen Bürgerrechte aus der Vorstellung der Menschen bald verschwinden werden.» (S. 195). Zum Wandel des Nationalismusbegriffs vgl. Mattmüller 1966, S. 253f.

29 Schneider 1987, S. 230–279, verwahrt sich z.B. dagegen, Hilty als einen Gegner des Uno-Beitritts zu beanspruchen.

30 Mit der Burenfrage beschäftigt er sich ausserdem in mehreren Beiträgen in den Jahrbüchern, vgl. Jb. 14, S. 190-192, wo er die Niederlage der Buren in die Nähe der in den Thermopylen gefallenen Spartaner und von Marignano rückt. Vgl. Mattmüller 1966, S. 256.

31 Hilty 1900, S. 33.

32 Hilty 1900, S. 15f.

Als Carl Hilty erstmals in den Nationalrat gewählt wurde, bestand das Bundeshaus erst aus dem Westflügel. (Aus G. Kreis, «Der Weg zur Gegenwart», Basel 1986.)

gestimmten Nationalismus hervorgeht, dessen Horizont durch eine europäische Bildung begrenzt ist, und er dadurch die Grenzen dieser religiösen Ideologie nicht wahrnehmen kann und ihre rassistischen Folgen – aus solchen Einstellungen entstand der Apartheidstaat Südafrikas – nicht ahnt. Der heutige Leser schaudert an manchen Stellen der Lektüre ob den martialischen und sogar rassistischen Ausdrücken, die das Desaster der beiden Weltkriege unseres Jahrhunderts schon ankündigen: «Was für eine Gemütserhebung und Charakterstärkung und was für eine Erziehung für die heranwachsende Generation ist ein solches Kriegsjahr? Lässt sich damit etwas anderes an wahrer sittlicher Erhebung vergleichen? Und müssten wir eigentlich nicht alle wünschen, dass jeder Republik von Zeit zu Zeit eine solche Prüfung ihrer moralischen Kraft nicht ganz erspart bliebe?»[33] Auch sieht Hilty eine gesteigerte Bedeutung für die Milizheere und zieht daraus den Schluss, dass die Schweiz die revidierten Brüsseler Kriegsartikel ablehnen müsse, weil die allgemeine Volksbewaffnung und der Volkskrieg zuwenig anerkannt seien.[34] Letztlich steht für ihn in diesem Krieg ein tapferes und edles Volk blossen Machtpolitikern gegenüber: «Es bewahrheitet sich auch im ganzen der alte Erfahrungssatz, dass 'intelligentes Phlegma' die erfolgreichste Temperamentsanlage ist und es ist offenbar, dass die holländischen Naturen darin den angelsächsisch-keltischen überlegen sind. Nur muss zu diesem ruhigen Blut noch ein eines Aufschwungs fähiges Ingrediens hinzukommen, und das ist hier ein fester, thatkräftiger Protestantismus. – Für die Boeren ist diese Bluttaufe, wenn sie sie tapfer durchzumachen im Stande sind, ein Glück wie kein anderes; sie wären sonst, wie schon gesagt, auch dem Goldfieber mit Sicherheit in ihren Söhnen und Enkeln verfallen.»[35] Nochmals: Man darf nicht allein aufgrund dieser Zitate ein Urteil über Hiltys Denken fällen, ohne die Zeitstimmung zu berücksichtigen.[36] Trotzdem zeigt dieses Beispiel, zu welch bedenklichen Folgen sein Ideal vom sittlichen Kleinstaat führen kann, den er – zu seiner Enttäuschung vergeblich – im Volk der Juden, in den Eidgenossen und eben unter den Buren gesucht hat, deren Kampf er deutet «als das Vorspiel der grossen Auseinandersetzung zwischen dem Atheismus und dem Gottesglauben».[37] Dementsprechend hat auch der für die Buren katastrophale Ausgang des Krieges seinen Glauben und seine Zuversicht, dass eine sittliche «Regeneration» die Gegenwart bessern könne, aufs schwerste erschüttert.

Der religiöse Schriftsteller für schlaflose Nächte

Umfangmässig stehen den juristischen und politisch-historischen Arbeiten die religiösen Schriften, wie sie seit etwa 1885 entstanden sind, kaum nach. Es sind wohl die klar und gebildet vorgetragenen Gedanken zu einer ethischen Lebensweisheit, die ihm bis heute einen Leserkreis verschafft haben, und gross ist immer noch die Zahl derer, die in ihnen den heilenden und tröstenden Seelenführer suchen. Auch hier ist es die gediegene Formulierung der Gedanken und ihre allgemeine Verwendbarkeit, die sich für eine Darstellung und Lektüre in Aphorismen besonders eignet. Anfänglich waren diese Schriften als Beitrag zur Erziehung gedacht; denn die ersten Aufsätze erschienen in den *Bündner Seminarblättern* und in den *Schweizerischen Blättern für erziehenden Unterrich*t. Dies sei uns ein Anlass, seine Vorstellungen von Bildung abschliessend zu skizzieren.

Das Ringen um die richtige Bildung

Wenn man nach den Grundlagen für das Glück des Menschen sucht, ist die Erziehung der einzige Weg zur «kräftige[n] Ausgestaltung der Persönlichkeit eines jeden Menschen zu einem vollen und ganzen, innerlich befriedigenden Menschenleben».[38] Dazu gehört die Arbeit als andauerndes und geduldiges Tätigsein, freilich hatte Hilty dabei nicht die schmutzige Alltagsarbeit der Arbeiter in der industriellen Produktion vor Augen, sondern ging aus von der geistigen Arbeit am Schreibtisch. «Nur von ganz ferne ahnt er die Wirklichkeit der industrialisierten Welt […] Darin bleibt er hier im ganzen der Denkweise der gebildeten Klasse treu, aus der er stammt.»[39]

Anfänglich war er überzeugt, dass aus der allgemeinen Bildung auch von selbst der ethische Wille und die moralische Kraft erwachse.[40] Für den höheren Unterricht ist ihm das Studium der antiken Autoren unentbehrlich, und in der Hochschule sieht er den wichtigsten Träger der politischen Regeneration, ja er bedauert, dass im Bundesstaat von 1848 eben nur ein Polytechnikum und keine nationale Universität gegründet worden sei, denn «so würden wir jetzt andere Früchte ernten als bankerotte Eisenbahnen, verschuldete Kantone und einen allgemein gesunkenen Standpunkt des öffentlichen Geistes, der ohne rechten Eifer und gemeinsame grosse Gedanken und Interessen durch sozialistische Bestrebungen künstlich belebt werden muss».[41]

Als er aber bemerkte, wie diese höhere Bildung nicht einmal das Bürgertum wirklich ethisch zu formen vermochte, erkannte er den aristokratischen Charakter seiner Bil-

dungsvorstellung und wurde hinsichtlich der Erziehungsaufgabe der Schule vom Optimisten zum Pessimisten. Selbst in der lebendigen Demokratie ist für ihn nur noch der christliche Glaube fähig, die Teilnahmslosigkeit und das pure Interessendenken der Massen zu überwinden. Schliesslich gelangte er zur Überzeugung, dass «alle wirksame Verbesserung und Hebung der Menschen ohne Religion eine blosse Illusion» sei – und so diente seine ethische Schriftstellerei der Erziehung der «Herzensbildung».[42]

33 Hilty 1900, S.34.

34 Hilty 1900, S.38. Bereits 1887 hatte er in einem Vortrag vor dem Offiziersverein Bern gegen diese Verträge Stellung bezogen, denn wenn die Milizaufgebote und Freischaren nicht mehr zu den erlaubten Mitteln des Volkskrieges gehören, so hält er es für ausgemacht, «dass dies der Tod der kleinen Staaten ist».

35 Hilty 1900, S. 48f.

36 Auch andere religiöse Denker wie z. B. Leonhard Ragaz zweifelten angesichts des für die Buren katastrophalen Ausgangs an ihrer Reich-Gottes-Hoffnung. Vgl. Mattmüller 1966, S. 256.

37 Mattmüller 1966, S. 255f.

38 Jb. 7, S. 54. Vgl. dazu auch Mattmüller 1966, S. 200–204.

39 Mattmüller 1966, S. 289.

40 H. R. Hilty 1953 führt Carl Hilty als letzten Grossen in der geistigen Gemeinschaft der «Regeneratoren» des 19. Jahrhunderts an, die mit Pestalozzi begonnen hat, und erkennt in seinem Werk in Abgrenzung vom religiösen Schriftstellertum den Bildungsbegriff Goethes.

41 Aus der *Vorlesung über die Helvetik*, 1878, S. 453.

42 *Briefe*, S. 30, nach Mattmüller 1966, S. 202.

Literatur

H. R. Hilty 1953: H. R. Hilty, *Carl Hilty und das geistige Erbe der Goethezeit. Eine Studie zur Geistesgeschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert*. St.Gallen 1953.

Hilty 1875: C. Hilty, *Ideen und Ideale schweizerischer Politik*. – In: F. Strich, *Schweizerische Akademiereden*. Bern 1945.

Hilty 1887: C. Hilty, *Das offene Geheimnis der Redekunst*. Jb. 1887. Neuausgabe: *Jahrring 1975 Paul Haupt AG Bern*. Bern 1975.

Hilty 1900: C. Hilty, *Der Boerenkrieg. Politische und kriegsrechtliche Betrachtungen*. Berlin und Leipzig 1900.

Jb.: C. Hilty (Hg.), *Politisches Jahrbuch der Schweiz*. 1886–1909.

Mattmüller 1966: H. Mattmüller, *Carl Hilty 1833 – 1909*. Dissertation. Basel 1966.

Schneider 1987: P. Schneider, *Carl Hilty, Staatsrechtslehrer und Laientheologe*. Nachwort S. 230–279 in der Ausgabe C. Hilty, *Glück*. Zürich 1987.

Stucki 1946: A. Stucki, *Carl Hilty, Leben und Wirken eines grossen Schweizers*. Basel 1946.

Thürer 1972: G. Thürer, *St.Galler Geschichte*, Bd. 2. St.Gallen 1972.

Der Botaniker Simon Schwendener

Hans Lippuner, Grabs

Auf den Namen Simon Schwendener treffen wir in verschiedenen verbreiteten Lexika, wissenschaftlichen Werken, Handbüchern und Zeitungsberichten. Derlei Eintragungen lassen sich unschwer zusammenfügen zu einer Kurzbiographie: «Simon Schwendener, Dr. phil., Dr. med. h. c. der Universität Leipzig und der Universität Bologna, Ehrenmitglied der Universität Kiew, ordentlicher Professor und Rektor der Universität Berlin (1887), Geheimer Regierungsrat und Direktor des Botanischen Gartens Berlin, Mitglied der Akademie der Wissenschaften Berlin, korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften München und Wien, Inhaber der Helmholtz-Medaille, Ritter des Ordens 'Pour le mérite' und des bayerischen Maximilian-Ordens, Präsident der deutschen Botanischen Gesellschaft, Ehrenmitglied der Schweizerischen Naturforschenden und der Schweizerischen Botanischen Gesellschaft.»[1] –

Von Buchs nach Berlin

«Simon Schwendener wurde am 10. Februar 1829 in Räfis geboren. Sein Vater war ein wohlhabender und einsichtiger Landwirt, dem die Gemeinde nacheinander verschiedene Beamtungen übertrug. Er war Mitglied des Gemeinderates, dann Vermittler oder Friedensrichter, nachher Präsident des [Orts-]Verwaltungsrates und Schulrates, sowie Kirchenvorsteher. Im Herbst 1834 trat der kleine Simon in die siebenstufige Primarschule in Räfis ein. Durch alle Kurse hindurch und in allen Fächern war er der beste Schüler. Als im Frühjahr 1844 in Buchs eine Sekundarschule errichtet wurde, trat Simon als Schüler ein und besuchte den zweijährigen Kurs. Simon war einziger Sohn und sollte darum den schönen landwirtschaftlichen Besitz der Familie übernehmen. Auf sein Bitten und die Fürsprache von Freunden liess sich Vater Schwendener bewegen, noch mehr auf die Ausbildung seines so fähigen und fleissigen Sohnes zu verwenden. So kam denn der 17jährige Jüngling im Frühjahr 1846 in die Lehranstalt Schiers. Im Winter 1847/48 war Simon Schwendener Oberlehrer an der Primarschule Räfis-Burgerau. Im Sommer 1848 setzte er in Schiers seine Studien fort, und im Winter 1848/49 sehen wir ihn wieder als Dorfschullehrer in seinem Geburtsort.»[2] – «Bei einem Sprachaufenthalt in Genf besuchte er an der dortigen Universität die Botanikvorlesungen. Nach einer Fachlehrertätigkeit in Wädenswil nahm er 1855 an der Universität von Zürich das Botanikstudium auf. Bereits 1856 promovierte er mit der Arbeit *Über die periodischen Erscheinungen in der Natur, insbesondere der Pflanzenwelt* zum Doktor der Philosophie. Nach erfolgloser Bewerbung um eine Stelle an der Kantonsschule St.Gallen blieb er als Assistent bei Prof. Carl Nägeli und folgte diesem 1857 auch nach München. 1867 wurde Simon Schwendener als ordentlicher Professor der Botanik an die Universität von Basel berufen, und 1877 folgte er einem Ruf an die Universität von Tübingen. Als Schüler traf er dort seinen spätern Nachfolger auf dem Berliner Lehrstuhl, G. Haberlandt. Bereits im folgenden Jahr siedelte er nach Berlin über, wo er an der Universität den Lehrstuhl für allgemeine Botanik und Pflanzenphysiologie übernahm. An der Universität von Berlin blieb er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1910. In seinem Berliner Heim an der Matthäikirchstrasse wohnte er bis zu seinem Tode am 27. Mai 1919. Er wurde auf dem Matthäikirchhofe zu Berlin beigesetzt.»[3]

Der Wissenschaftler Prof. Dr. Simon Schwendener

Den Ruf an die Universität Berlin, eine der damals berühmtesten Hochschulen Europas, verdankte Simon Schwendener seinen Forschungen und Veröffentlichungen zwischen 1857 und 1879. Als Abschluss seiner Arbeiten zwischen 1857 und 1869 erschienen seine *Untersuchungen über den Flechtenthallus* und *Die Algentypen der Flechtengonidien*. In diesen, nach H. C. Schellenberg, «für alle Zeiten klassischen Arbeiten» erbringt Simon Schwendener den Nachweis, dass die Flechten nicht eine einheitliche Pflanzengruppe sind, sondern

1 Jahrbuch 1928.

2 Tagblatt 1887.

3 Nach Schellenberg 1899, Tschirch 1919 sowie verschiedenen Zeitungsartikeln aus der Bibliothek der ETH zu Simon Schwendeners 70. Geburtstag.

Simon Schwendener. Ölbild, Schularchiv Buchs.[4]

durch Zusammenleben von Algen und Pilzen entstehen.

Prof. Schwendener schreibt in seiner Einleitung zu den *Algentypen*: «Sie [die Beobachtungen] eröffnen uns nämlich einen Einblick in bisher übersehene oder gänzlich verkannte Lebensbeziehungen zwischen zwei grossen Pflanzengruppen aus den Hauptabtheilungen der Algen und Pilze, von denen hier die erstern als Nahrung bereitende Diener, letztere als ihre Beherrscher erscheinen, die aber trotz dieses Gegensatzes so innig mit einander verschmelzen, dass sie durch ihre wechselseitige Durchdringung gleichsam neue Gewächse mit durchaus individuellem Gepräge bilden und darum auch von den meisten Autoren in eine besondere, als Flechten (Lichenes) bezeichnete Gruppe eingereiht werden.»

1867 hatte Simon Schwendener zusammen mit seinem Lehrer Karl Nägeli bereits *Das Mikroskop* herausgegeben. Schwendener hatte darin den ersten Teil über die *Theorie der mikroskopischen Wahrnehmung* bearbeitet.

1874 erschien das Werk *Das mechanische Princip im anatomischen Bau der Monocotylen*. «Er brachte da den Nachweis, dass die Elemente, denen die Pflanze die Festigkeit verdankt, sich nach mechanischen Prinzipien geordnet am Aufbau der Pflanze beteiligen. Die Art der Beweisführung bleibt klassisch für alle Zukunft. Bau und Leben der Pflanzen sind eng verschmolzen zu einem harmonischen Ganzen, und die Funktion der Pflanzenorgane steht in Beziehung zur Art des Aufbaues. Was Schwendener am mechanischen System vollführt hat, haben dann seine Schüler versucht, an andern Gewebesystemen zu zeigen. Die anatomisch-physiologische Betrachtungsweise des Pflanzenaufbaues verdanken wir Schwendener.»[5]

Weitere wichtige Veröffentlichungen des grossen Buchser Botanikers finden sich hauptsächlich in zwei Bänden des Werks *Gesammelte Botanische Mittheilungen*. Dabei handelt es sich um eine Zusammenfassung der Themen, die Simon Schwendener während seiner Berliner Zeit bearbeitet und herausgegeben hat. Einige Beispiele aus dem Inhalt: *Über Bau und Mechanik der Spaltöffnungen, Zur Theorie der Blattstellungen, Untersuchungen über das Saftsteigen, Zur Lehre von der Festigkeit der Gewächse.*

Schwendeners Forschungsergebnisse waren zu seiner Zeit keineswegs unumstritten. J. Gabathuler schreibt dazu: «Die logische Folgerung, dass die ganze Klasse der Flechten als selbständige Pflanzenklasse zu streichen sei, rief bei den zeitgenössischen Spezialisten helle Entrüstung hervor. Schwendener konnte sich auf einmal der Angriffe auf seine wissenschaftliche Kompetenz kaum mehr erwehren.»[6]

Er selbst setzte sich zur Wehr: «Manche der von mir aufgestellten Ansichten sind von anderer Seite lebhaft bekämpft worden. Aber es war vielleicht ein Glück für mich und die von mir vertretene Sache, dass ich wiederholt veranlasst wurde, die Einwände meiner Gegner zu prüfen und meine eigene Anschauung fester zu begründen. Jedenfalls hat der wissenschaftliche Kampf, in dem ich seit Jahren stehe, mich nicht entmutigt, sondern vielmehr in der Hoffnung bestärkt, dass alle wichtigeren Theorien, die ich im Laufe der Jahre zu begründen versucht habe, sich schliesslich doch als richtig bewähren werden. Im Kampfe um wissenschaftliche Dinge bin ich alt geworden, aber in diesem Kampfe habe ich auch Erfolge gehabt. Und so gedenke ich fortzukämpfen, solange meine Kräfte reichen.»[7]

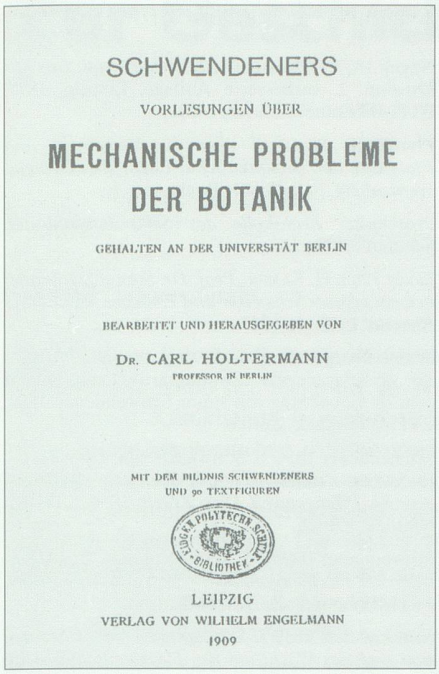
Schellenberg bekräftigt im Nekrolog diesen erfolgreichen Kampf: «Schwendeners Flechtentheorie des parasitären Konsortionalismus zwischen Algen und Pilzen und sein *Mechanisches Prinzip im anatomischen Bau der Monocotylen*, in dem bereits wirkliche 'Entwicklungsmechanik' im strengsten Sinn geboten wird, werden stets als klassische Meisterwerke und Marksteine nicht nur in der Botanik, sondern der Naturforschung überhaupt anerkannt werden.»

Der Lehrer und Mensch

Im Nachruf auf Simon Schwendener von A. Tschirch, einem seiner Studenten in Berlin, treffen wir auf aussagekräftige Reminiszenzen zum Unterrichtsstil des akademischen Lehrers: «Es herrschte im Institut ein frisches und fröhliches Forscherleben.» [...] «Die Begeisterung für die neue Lehre war bei uns so gross, dass der stets ruhig und nüchtern bleibende Meister überall bremsen musste.» [...] «So waren denn auch seine Vorlesungen etwas trocken, aber es galt von ihm der Satz: 'Es trägt Verstand und rechter Sinn sich ohne Kunst von selber vor.'» [...] «In seiner Rektoratsrede sagte Prof. Schwendener: 'Je klarer sie (die mikroskopische Forschung) die vorhandenen Schranken erkennt und je strenger sie ihr Augenmerk nur dem Erreichbaren zuwendet, desto zuverlässiger sind die Resultate.'» [...] «Niemand von uns konnte sich dem Einfluss dieser imponierend starken, in sich geschlossenen und in sich selbst ruhenden, kontemplativ nach innen gerichteten Persönlichkeit entziehen. Er blieb sich immer gleich: auf dem Katheder wie am Mikroskopiertisch, bei den zwanglosen Symposien in seinem schlichten Heim wie auf den Exkursionen, auf denen freilich niemals Pflanzen gesammelt wurden – er kannte kaum ein paar Dutzend –, aber auf denen wir immer die mannigfachsten Anregungen erhielten, denn gerade auf ihnen trat er uns besonders frei und offen entgegen.» [...] «An seiner alten Heimat hing er mit grosser Liebe. Als er nach Jahrzehnten wieder auf dem Maiensäss seines Heimatdorfes stand, hat er die folgenden hübschen Verse gedichtet:

'Wie taucht ihr empor im Schweigen der Nacht,
Ihr Lenze, die längst verblühten;
Hier oben in sonniger Frühlingspracht,
Hier stand ich als Knabe in einsamer Wacht,
Die weidenden Kühe zu hüten,
Zu Füssen lag mir das herrliche Tal,
Vom rollenden Strome durchzogen,
Und drüben die Berge im Sonnenstrahl
Die Zacken und Zinnen allzumal,
In hehrem, gewaltigem Bogen.'»[8]

H. C. Schellenberg, ein anderer ehemaliger Schüler von Schwendener, schrieb in seiner Geburtstagsadresse: «Neben der wissenschaftlichen Tätigkeit ist er im Pri-


SCHWENDENERS

VORLESUNGEN ÜBER

MECHANISCHE PROBLEME DER BOTANIK

GEHALTEN AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

BEARBEITET UND HERAUSGEGEBEN VON

DR. CARL HOLTERMANN

PROFESSOR IN BERLIN

MIT DEM BILDNIS SCHWENDENERS UND 90 TEXTFIGUREN

LEIPZIG

VERLAG VON WILHELM ENGELMANN

1909

Gesammelte

Botanische Mittheilungen

von

S. Schwendener

Erster Band

Mit 15 Figuren im Text und 11 lithographirten Tafeln

Berlin

Verlag von Gebrüder Borntraeger

1898

Wissenschaftliche Werke von und über Simon Schwendener. ETH-Bibliothek, Zürich.

vatleben ein liebenswürdiger, unterhaltender, gutherziger und lauterer Charakter. Sein Vortrag ist fesselnd und anregend. Der Schweizer Kolonie in Berlin ist er ein treuer Vater und Berater. Als Präsident des dortigen schweizerischen Unterstützungsvereins bewahrte er für seine Landesangehörigen stets ein offenes und warmes Herz.»

Simon Schwendener und die Werdenbergische Sekundarschule

Am 26. November 1844 wurde im Schulhaus Dorf in Buchs (bzw. für 11 Tage im Hause von Glasermeister Hilti im Städtchen Werdenberg) die Werdenbergische Sekundarschule eröffnet. 30 Schüleranmeldungen lagen vor, unter den 27 Knaben war Simon, von Christian Schwendener, Räfis, der nachmals hochherzige Geber dieser Schule. Er schrieb in seiner Selbstbiographie: «Mein Vater wusste den Wert einer guten Schulbildung wohl zu würdigen und hatte gerade zu der Zeit, als ich die Volksschule verliess, im Verein mit verschiedenen Gesinnungsgenossen die Werdenbergische Sekundarschule gründen helfen, in die ich sofort als einer der ersten Schüler eintrat. Diese Schule war damals und noch viele Jahre hindurch Privatanstalt und folglich in ihren Einnahmen auf Schulgelder und freiwillige Beiträge angewiesen.»

Im Protokoll der Sitzung des Sekundarschulrates vom 7. 10. 1919 ist festgehalten: «Vom Gemeinderat Buchs ist uns eine Copie des Testamentes von Herrn Professor Doctor Simon Schwendener in Berlin zugestellt worden. Die Realschule in Buchs ist vom Testator zur Universalerbin eingesetzt [worden]. Es kommen folgende Legate in Abzug:

Gemeinde Buchs	Mark 8200.–
Gemeinde Sevelen	Mark 8200.–
Schweiz. Wohltätigkeitsgesellschaft Berlin	Mark 3000.–

Der früheren Haushälterin, Frl. Emilie Matter ist eine Rente von 500 Mark jährlich zu entrichten. Betr. dieser Letzteren schreibt die Gesandtschaft in Berlin, dass 500 Mark bei den jetzigen Verhältnissen sehr wenig bedeuten und empfiehlt uns den Betrag in Franken auszuzahlen. Ihr gemäss im Sinne des Testators vorzugehen, hat der Realschulrat mit Frl. Matter die Vereinbarung getroffen, dass ihr lebenslänglich eine Rente von 600 Schweizer Franken zugesichert wird, zahlbar in vierteljährlichen Raten zum voraus. Das hochherzige Testament soll öffentlich zur allgemeinen Kenntnis gebracht und angemessen verdankt werden.»

Das *Protocoll über die Vergabungen und Pfandtitel der SecundarSchul-Cassa des Gebietes Werdenberg 1845–1934* berichtet: «Ende Januar 1920 sind uns vom Gemeindeamte Buchs aus obigem Nachlasse und gemäss letztwilliger Verfügung des Testators nur zu Gunsten der jetzigen Realschule Buchs-Sevelen und wenn Sevelen eine eigene Realschule gründen sollte, ausdrücklich nur zu Gunsten der Realschule Buchs nachfolgende Wertschriften übergeben worden: [...].»

Das Vermögen von Simon Schwendener bestand aus Obligationen von Lokalbanken und Schuldbriefen auf Liegenschaften in Buchs und Räfis im Betrage von 19 386.50 Franken. Dazu kamen laut Depotschein der Schweizerischen Kreditanstalt St.Gallen No. 5582 vom 2. Mai 1921 Pfandbriefe deutscher Institute im Betrage von 154 000 Mark.

Der Fonds hat der Sekundarschule Werdenberg nicht immer nur Freude bereitet. So liest man im Sitzungsprotokoll des Sekundarschulrates vom 8. Januar 1923: «Laut Cto.-Auszug der Schweiz. Kreditanstalt in St.Gallen beträgt das Guthaben auf dem Mark-Cto. 8608.55 Mk. Die Rechnung der Bank für ihre Bemühungen beträgt Fr. 10.80 oder 11 000 Mark.»

Es kamen aber auch wieder bessere Zeiten. Dank einer günstigen Verwertung von deutschen Titeln erhielt der S.-Schwendener-Fonds 1941 einen Zuwachs von 3485.50 Franken. «Für die Verpflichtung gegenüber der 80 Jahre alten Frl. Matter in

4 «Der Oktober 1919 brachte der Realschule [Sekundarschule] eine grosse Überraschung, denn die Schule erhielt die Nachricht, dass einer jener ersten Schüler der Sekundarschule, Professor Dr. Simon Schwendener in Berlin, die Realschule in Buchs zur Universalerbin bestimmt habe. Damit erhielt der Fonds der Realschule einen namhaften Zuschuss durch einen Buchser, der seine Verbundenheit mit der Heimat und seinen Dank an die Schule, in der der Grund zu seinem Weiterstudium gelegt worden war, auf diese hochherzige Weise bezeugen wollte. Darum beschloss der Realschulrat auch, dass das Bild dieses Schulfreundes im Realschulhaus angebracht werde.» (Aus Brütsch 1945.)

5 Schellenberg 1899.

6 Gabathuler 1983.

7 Schwendener 1900.

8 Tschirch 1919. Schwendener hat sich nebenher auch schöngeistig betätigt, was vor allem in seinem 1912 erschienenen Gedichtbändchen ersichtlich wird, worin sich auch Liebespoesie vorfindet:
«Wir sahen uns mit fragendem Blick,
Es war in der Scheidestunde;
Wir schauten auf wonnige Tage zurück,
Ich träumte wohl gar von künftigem Glück
In dauerndem Liebesbunde,
Die Rosen blühten am Hag.»
(Aus Schwendener 1912.)
Bezeichnenderweise finden wir 1889 seinen Namen unter jenen prominenten Berliner Persönlichkeiten, die Gottfried Keller zu seinem 70. Geburtstag gratuliert haben.

Der Simon-Schwendener-Brunnen beim Buchser Rathaus. (Bild: Noldi Kessler, Gams, 1994.)

Berlin, der einzig unsere Rente zur Verfügung stehe, müsse dem Schulrat weiter anheim gestellt bleiben, den günstigsten Weg zu finden.»[9]

Im Juni 1986 beschloss der Schulrat Buchs im Einverständnis mit dem Regierungsrat, den Fonds aufzulösen und den Betrag von Fr. 30 619.80 dem Allgemeinen Schülerfonds zuzuweisen.

Der Heimatgemeinde grosser Sohn

Die Gemeinde Buchs erweist Simon Schwendener ihre Reverenz seit 1968 sichtbar und bleibend mit einer Gedenktafel am Rathausbrunnen. Sie weist folgende Beschriftung auf:

Prof. Dr. Simon Schwendener
Botaniker und Forscher
Bürger von Buchs, gewidmet.
1829 – 1919.

Christian Vetsch, der sich als Gemeinderat massgebend für diese Ehrung eingesetzt hatte, schrieb anlässlich der Einweihung: «Der neue, aus gestocktem Beton hergestellte Brunnen, dessen Brüstung und Stock mit Kupferblech abgedeckt sind, ist Prof. Dr. Simon Schwendener, einem berühmten Sohne der Gemeinde Buchs, gewidmet. [...] Der verdiente Buchser Dorfchronist, alt Lehrer Hermann Saxer, veröffentlichte 1963 im Jahrbuch *Unser Rheintal* einen interessanten und aufschlussreichen Artikel: *Prof. Dr. Simon Schwendener, ein grosser Schweizer und Forscher*, den wir, vorab unserer Jugend, zur Lektüre empfehlen. Der Einleitung ist u. a. folgendes zu entnehmen: 'Am Tage der Einweihung der Kehrichtverwertungsanlage Buchs, am 16. Juni 1962, erinnerte der Präsident der Schweizerischen Vereinigung für Gewässerschutz, Prof. Dr. Jaag, an die grossen Verdienste dieses bedeutenden Wissenschafters. [...] Der Redner schlug vor, es sollte Prof. Schwendener, etwa in Form der Pflanzung einer Linde, in Buchs ein Denkmal gesetzt werden.' Es darf als glücklich bezeichnet werden, dass der Gemeinderat die Gelegenheit wahrnahm und die Brunnenanlage diesem berühmten und grossen Schweizer Forscher widmete.»[10]

Direkte Nachkommen von Simon Schwendener gibt es keine, da er unverheiratet war und kinderlos starb. Er hatte eine Schwester namens Barbara (1826–1911). Persönlich bekannt sind mir drei Verwandte aus einem Seitenast der Familie: Hans Rudolf Schwendener, dipl. Ing. ETH, Heerbrugg, Werner Schwendener, dipl. Ing. ETH, Buchs, Verena Becchio-Schwendener, Hombrechtikon.

9 Protokoll 29. 9. 1941.

10 Aus Vetsch 1968.

Quellen und Literatur

Berichte 1922: *Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft*. Band XL. Berlin 1922.

Brütsch 1945: D. Brütsch, *100 Jahre Werdenbergische Sekundarschule in Buchs (St.G.)*. Festschrift. Buchs 1945. Archiv der Schulgemeinde Buchs.

Forscher 1939: *Grosse Schweizer Forscher*. Zürich 1939.

Gabathuler 1983: J. Gabathuler, *Der Botaniker Simon Schwendener aus Buchs*. – In: *Der Alvier* (Beilage zum *Werdenberger & Obertoggenburger*) Nr. 225, 230, 235, 254. Buchs 1983.

HBLS: *Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz*. 1925.

Hagmann 1976: U. F. Hagmann, *Simon Schwendener, 1829–1919*. – In: *Unser Rheintal 1977*. Au 1976.

Holtermann 1909: C. Holtermann (Hg. und Bearbeiter), *Mechanische Probleme der Botanik*. Vorlesungen von S. Schwendener. 1909. ETH-Bibliothek, Zürich, 83895.

Jahrbuch 1919: *Jahrbuch der St.Gallischen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft*. St.Gallen 1909, 1919.

Jahrbuch 1928: *Deutsches Biographisches Jahrbuch*. Überleitungsband II: Stuttgart 1917–1920, 1928. ETH-Bibliothek, Zürich.

Korrodi 1930: E. Korrodi, *Gottfried Kellers Lebensraum*. Zürich 1930.

Nägeli 1877: C. Nägeli/S. Schwendener, *Das Mikroskop*. 2. verbesserte Auflage. Leipzig, 1877. ETH-Bibliothek, Zürich, 8437.

Pfandtitel: *Protocoll über die Vergabung und Pfandtitel der SecundarSchul-Cassa des Gebietes Werdenberg*. Schularchiv Buchs.

Protokolle: *Protokolle des Sekundarschulrates*. Schularchiv Buchs.

Saxer 1963: H. Saxer, *Prof. Dr. Simon Schwendener, ein grosser Schweizer und Forscher*. – In: *Unser Rheintal 1963*. Au 1962.

Schellenberg 1899: H. C. Schellenberg, *Prof. Dr. Simon Schwendener*. Zeitungsartikel mit Porträt zum 70. Geburtstag von Simon Schwendener. 1899. ETH-Bibliothek, Zürich.

Schwendener 1856: S. Schwendener, *Über die periodischen Erscheinungen in der Natur, insbesondere der Pflanzenwelt*. Diss. Zürich 1856. ETH-Bibliothek, Zürich.

Schwendener 1869/1: S. Schwendener, *Die Algentypen der Flechtengonidien*. – In: *Varia*. Basel 1869. ETH-Bibliothek, Zürich, 8846.

Schwendener 1869/2: S. Schwendener, *Über den Bau und das Wachstum des Flechtenthallus*. – In: *Varia*. Basel 1869. ETH-Bibliothek, Zürich 82066.

Schwendener 1874: S. Schwendener, *Das mechanische Princip im anatomischen Bau der Monocotylen*. 1874. ETH-Bibliothek, Zürich, 8952.

Schwendener 1898: S. Schwendener, *Gesammelte Botanische Mittheilungen*. Bd. I und II, 1898. ETH-Bibliothek, Zürich, 82374/1 und 82374/2.

Schwendener 1900: S. Schwendener, *Selbstbiographie*. Verfasst für die Wiener Akademie der Wissenschaften. 1900. – In: *Berichte der Deutschen Botanischen Gesellschaft*. Bd. 40, Berlin 1922; *St.Galler Tagblatt*, St.Gallen 1944; *Unser Rheintal*, Au 1976; *Der Alvier* (W&O) Nr. 225, Buchs 1983.

Schwendener 1912: S. Schwendener, *Stimmungen und Erinnerungen*. Berlin 1912.

Tagblatt 1887: S. Schwendener, *Rektor der Universität Berlin*. – In: *Tagblatt der Stadt St.Gallen*, No. 202. St.Gallen 1887.

Tschirch 1919: A. Tschirch, *Nekrolog über Simon Schwendener*. – In: *Abhandlungen der Preuss. Akademie der Wiss. Phys. Math. Kl.* 1919. ETH-Bibliothek, Zürich.

Untersuchungen 1899: *Botanische Untersuchungen. S. Schwendener zum 10. Februar 1899 dargebracht* (mit Porträt). ETH-Bibliothek, Zürich, 82406.

Vetsch 1968: C. Vetsch, *Ein Professor Simon Schwendener-Brunnen*. – In: *Werdenberger & Obertoggenburger* Nr. 242, Baubeilage *Rathaus Buchs*. Buchs 1968.